

Die Gartenlaube

Stadt
Bücherrei
Erling



Vom Ohr zum Herzen

Se., Hambg.-Berlin. Bei einem Zusammensein mit einem mit Ihrer Frau befreundeten Ehepaar fühlten Sie sich durch gewisse Anzüglichkeiten des anderen Ehemannes abgestoßen und baten Ihre Frau, den Verkehr mit den Leuten etwas einzuschränken. Diese jedoch weigerte sich, da sie Ihr Verhalten als kleinerlich bezeichnete, und hält sich nun gegen Ihren ausdrücklichen Wunsch während der Ferien in demselben Orte auf, wo jenes Ehepaar lebt.

Auch ich halte es sehr wohl für möglich, daß die umstrittenen Äußerungen harmlos gemeint waren und eher eine Taktlosigkeit darstellten als eine unsaubere Gesinnung. Hier stehen bei Ihnen zwei Meinungen gegeneinander, über die ich mir nach einem schriftlichen Bericht kein Urteil bilden kann. Hinter Ihrem Streit aber steckt eine wesentliche Frage: Kann in der Ehe der eine vom andern verlangen, daß er nur mit dem Menschen verkehrt, die ihm selber sympathisch sind? Die Antwort ist keineswegs einfach; ich glaube aber, daß bis zu einer gewissen Grenze man den Geschmack des andern tolerieren muß, auch wenn er nicht mit dem eigenen übereinstimmt. Nur ist aber in der Ehe niemals allein das Recht des einzelnen ausschlaggebend, sondern in ebenso hohem Maße die Pflicht der Liebe. Und gegen diese hat meiner Ansicht nach Ihre Frau verstoßen, wenn sie gegen Ihren ausdrücklichen Wunsch in die betr. Städte reiste, noch dazu mit den Kindern. Versuchen Sie trotzdem aus diesem Streit keine Rechtsfrage zu machen, sondern in Güte und mit dem ernsten Willen zum Frieden die Sache beizulegen, indem Sie in dem hier dargestellten Sinne mit Ihrer Frau sprechen.

A. M. Sie haben vor Jahren einen Mann geheiratet, dessen erste Ehe wegen Ihrer Beziehungen geschieden wurde. Seit Jahren sorgen Sie für die zum Haushalt notwendigen Mittel, da Ihr Mann stellungslos ist, ohne daß er in entsprechender Liebe und Dankbarkeit zu Ihnen hält. Sie wissen sich hintergangen, und in allem Leid kommt nun ein Jugendfreund mit der Bitte zu Ihnen, ihm und seinem wortlosen Kind den Haushalt zu führen.

Das ist allerdings ein sehr, sehr böser Konflikt, in dem Sie sich befinden! Ich habe aus Ihrem Brief den Eindruck, daß Ihr Mann mehr schwach als schlecht ist und daß die Liebe zu ihm auch heute noch stärker in Ihnen

sitzt, als Sie selbst wissen. Sie sagen, Sie möchten von ihm fort, um endlich einmal in Frieden und ohne Sorgen leben zu können — wenn Sie damit Ihr Gewissen nicht belasten; glauben Sie wirklich, daß Ihr Gewissen Sie ganz frei sprechen wird, wenn Sie Ihren Mann seinem Schicksal überlassen, wenn Sie aus Ihrer Ehe davongehen, um derer willen schon eine andere Ehe zerstört wurde? Muß man nicht vielmehr für den selbstgewählten Weg einstehen, solange man nur irgend kann? Liebe heißt eben nicht nur nehmen, sie heißt auch geben, selbst dann noch, wenn der Dank auf sich warten läßt. Ich glaube kaum, daß Sie Ruhe und Frieden finden, wenn Sie vor einer Aufgabe davonlaufen, zu der Sie sich einmal mit einem feierlichen Gelöbnis bekannt haben. Ihr eigenes Herz warnt Sie vor solchem Schritt — vielleicht findet es doch noch Mittel, um Ihren Mann auf den rechten Weg zurückzuführen.

Liselotte. Sie sind seit einem halben Jahr verlobt und waren sehr glücklich, bis vor wenigen Wochen eine gute Freundin die Bemerkung machte, Ihr Bräutigam heirate Sie nur Ihres Geldes wegen.

Das muß eine sehr merkwürdige Freundin sein, die es fertig bringt, Sie mit einer so häßlichen Bemerkung zu kränken, für die sie obendrein keine anderen Beweise hat als ihre höchst persönliche Meinung! Die erwähnten Beobachtungen sind völlig einseitig ausgelegt und lassen auf gehässige Absicht der Beobachterin schließen. Wenn ein Mann Wert darauf legt, ein behagliches Heim und ein sorgfältig erzogenes Mädchen zur Frau zu haben, so besagt dies noch nicht, daß er auf Liebe verzichtet. Sie sind noch sehr jung und haben sich deshalb von einer Bemerkung trennen lassen, hinter der ein reifer Mensch die persönlichen Motive erkannt hätte. Versuchen Sie, die lieblosen Worte so schnell wie möglich aus Ihrem Herzen zu löschen, und verzichten Sie auf eine so fragwürdige Freundschaft!

R. R., Stuttgart. Sie beklagen sich über eine Eigenschaft Ihres Mannes, die immer wieder das gute Einvernehmen stört, in dem Sie sonst leben: Ihr Mann liebt es, in Ihrer Gegenwart besonders liebenswürdig zu anderen Frauen zu sein und nach allen Regeln der Kunst zu flirten — gerade immer, wenn Sie dabei sind.

Nun, jede Leserin unseres Blattes würde Ihnen sofort antworten: Besser, als wenn er es täte, wenn Sie nicht dabei sind! Und damit ist wirklich die Hauptfrage zu dem Thema gesagt. Daß Ihre Rolle dabei nicht immer ganz angenehm ist, will ich Ihnen gern glauben, aber vielleicht gelingt es Ihnen einmal, herauszubekommen, warum ihr Mann so handelt. Hat er vielleicht Gründe, Ihre Eifersucht zu wecken?

Jung sein

durch tägliches Abpudern mit VASENOL-Körper-Puder, der die Haut erfrischt und belebt, die Leistung steigert, Wäsche und Strümpfe schont. Darum unentbehrlich:

VASENOL

KÖRPER - PU D E R



Die
Sommer-
frische

Erholung . . .

haben auch Sie nötig. Die Rubrik „Die Sommerfrische“ kann Ihnen gute Erholungsmöglichkeiten nennen. Hier finden Sie jederzeit preiswerte Angebote von Pensionen, Hotels und Sommerwohnungen.

Beziehen Sie sich bei Anfragen bitte stets auf die „Gartenlaube“.

Bad Wildungen für Niere u. Blase

Zur Haus-Trinkkur:
bei Nierenleiden,
Harnsäure, Eiweiss,
Zucker

Helenenquelle

Badeschriften

sowie Angabe billigster
Bezugsquellen für das
Mineralwasser durch die
Kurverwaltung



Der Zug der kleinen Soldaten

auf dem historischen „Tänzelfest“ in Kaufbeuren, das jeden Juli, einer uralten Sitte folge, gefeiert wird. Es ist vor allem ein Kinderfest

Aufn. Atlantic



Dem deutschen Lied zur Feier

Das 11. Deutsche Sängerbundesfest in Frankfurt am Main, zu dem 35000 Sänger aus allen Teilen Deutschlands zusammenkamen, wurde auf dem Römerberg feierlich eröffnet. Die Sänger im Massendorf vor dem Rathaus



Zwei lustige Szenen vom Trachtenfest in Schreiberhau:

Ein stolzer Vater mit seinen zwei Söhnen in Landestracht

Rechts: Das Teufelsrad aus Niederschreiberhau im Festzuge

Aufnahmen: Bittner





Dem Tode entgegen

Günther Groenhoffs Segelflugzeug, der bewährte „Fafnir“ wird zu seinem letzten Start gebracht. (Rechts Groenhoff ohne Kopfbedeckung). Der volkstümliche, oftmals ausgezeichnete Segelflieger, der vor allem durch seinen kühnen Abflug vom Jungfraujoch im vorigen Jahre von sich reden machte, ist beim diesjährigen Rhönwettbewerb tödlich abgestürzt. Die Steuerung klemmte, und der Fallschirm konnte sich bei der geringen Sturzhöhe von 80 m nicht mehr rechtzeitig entfalten

Aufn. Alex Stöcker



Heimkehr vom Weltflug

Die deutsche Sportfliegerin Elli Beinhorn, die am 4. Dezember 1931 in Berlin zu einem Fluge um die Welt gestartet war, schloß ebenda den Kreis, den sie als erste Frau in über 31 000 Kilometern Luftfahrt über sämtliche Erdteile gelegt hatte. — Die Fliegerin nach ihrer Ankunft auf dem Tempelhofer Flugplatz

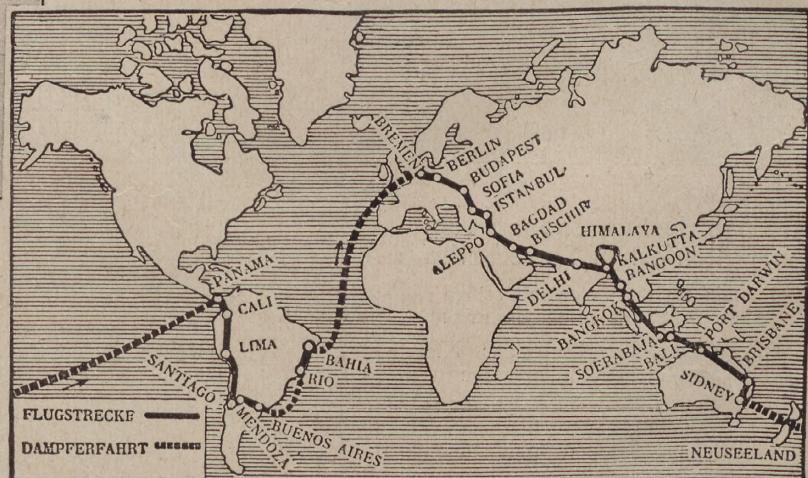
Aufn. Scherf



Marine-Schulschiff „Niobe“ gekentert

Im Fehmarn-Belt ist das Schulschiff der Deutschen Reichsmarine „Niobe“ plötzlich von einer gewaltigen Gewitterbö erfaßt und mit seinen Segeln auf das Wasser niedergedrückt worden, in dem es in wenigen Sekunden verschwand. 69 Mann der 109 Mann starken Besatzung fanden den Tod. Der Verlust ist besonders schwer, da er fast den gesamten Offiziersnachwuchs dieses Jahres erfaßt. Die Überlebenden wurden von einem Hamburger Dampfer aufgenommen

Aufn. Frankl





„Das Feld wandert heim“

Merkwürdige Art des Garbenauftreibens in der schwedischen Provinz Dalarne. Die Garben gleichen wandernden Mönchen

Aufn. Tronier-Funder



Links:

Den prophezeiten Erntesegen scheint der nebenstehende, äußerst seltene Fund zu bestätigen: Drei und vier völlig ausgewachsene Ähren an je einem Roggenhalm

Aufn. Polster

Rechts:

Zwei Bäume in einem:
Auf einer Weide festgewachsene Tanne

Aufn. H. A. Kirsch



Agfa im Scherze

Agfa im Ernst



derland



Agfa-Strahlenkrone.

Sie nützen sich selbst, wenn Sie die Geschäfte mit der Agfa-Strahlenkrone am Schaufenster bevorzugen, denn beim autorisierten Agfa-Händler erhalten Sie alle Agfa-Artikel stets frisch und in einwandfreier Beschaffenheit.

Es hat schon seinen tieferen Sinn, wenn Kinder im Spiel die Handlungen der Erwachsenen nachahmen. Jetzt wird noch „Agfa“ gespielt, aber ein paar Jährchen weiter werden dieselben Hände eine Agfa-Kamera im Ernst zu handhaben wissen.

Agfa wählen heißt **wertvoller photographieren**. Die **weltbewährten Agfa-Apparate** sind erhältlich in den Hauptpreislagen: **RM 13.05, RM 14.85, RM 32.40, RM 37.80**. Dazu die unbedingt zuverlässigen **Agfa-Isochrom-Films und -Platten**.

Der Erzähler Max Mohr

Im nächsten Heft beginnen wir mit dem Abdruck einer längeren Erzählung „Das diamantene Herz“ von Max Mohr. Der folgende Aufsatz soll einführen in die Wesens- und Schaffensart dieses Dichters, der mit Bühnenstücken und Romanen große, wohlverdiente Erfolge erzielt hat. Die Werke Max Mohrs sind sämtlich im Verlag Georg Müller - Albert Langen in München erschienen

Falls man nach einem Wort suchte, das den bezeichnenden Wefenszug dieses bewussten Außenseiters auf seine hündigte, eindringlichste Formel brächte, dann wäre es ein Wort, das er selbst prägte: Es wäre sein Spruch von dem Mann, der sich nichts vormacht.

Das Wort von dem einsamen Nachkömmling einer uralten Rasse, den ein spöttisches Geschick in das Zeitalter verflug, das die Verwaltungsbeamten und Betriebswissenschaftler berief, um die schimmernden Götter der schwarzschäumenden Meere und der dunkelwogenden Bergwälder einzusorgen und den Stern Erde zum behüteten, aber fragwürdigen Aufenthalt gutgenormter Zeitgenossen umzubilden . . .

Ein Wort also, das den Schicksalskameraden warnen will! Ob es die neuen Götter beschwören wird? Niemand von uns, die in dieser Gegenwart hausen müssen, kann es mit Bestimmtheit sagen.

Aber gewiß ist es ein Wort, das sie beschwören könnten! Denn redlich und fest bekennt es den Unmut eines unverbildeten Herzens. Eines Herzens, das sich nicht in jener Welt zurechtfinden kann, die mit ihren halben Chrgeizen spielt und sorgfam ihren Atem schont. Eines Herzens, das wenig von jener Klugheit hält, die um jede hochgewühlte Leidenschaft des herrisch aufsäsigsten Bluts ein Schutzgitter stellt und die Gefahr des Abenteuers umgeht . . .

Und gewiß: nichts ist begreiflicher als das: Wem diese unbarmherzige Einsicht so heftig und so unmittelbar zum ursprünglichen Erlebnis wurde, kann wohl nichts anderes tun, als sie immer wieder und wieder auszusprechen, sie immer wieder und wieder neu formen.

*

Dass der Mann, der heute als Arzt im Bayerischen lebt, sie immer und immer wieder ausgesprochen hat, bestätigt sein außenseiterisches Werk: wer es kennt, weiß, dass es von seinem ersten tastenden Beginn an unablässig für seine kräftige Überzeugung warb.

Er weiß, dass es hell und scharf mit jenen „Improvisationen im Juni“ einsetzte, die sich mit ihrem unüberstehlichen Ansturm auf die Trägheit der Abgestumpften allenthalben die Szene eroberten; er weiß, dass es sich folgerecht in dem Schauspiel vom „Gelben Zelt“ fortlegte, das im Gleichnisbild eines Jahrmarktzirkus sein „Mitleid mit der ganzen brüllenden Herde der Welt“ umschrieb.

Denn das war sicher: Die heutige Welt taugte zu nichts! Man irkte in ihr umher wie der vertierte Nordpolflieger, der im Drama vom „Ramper“ erst wieder zur Erde erweckt werden musste.

Man verzweifelte an ihr . . . man wurde nicht damit fertig! Man stand in ihr ehrlich abseits wie die jungen Leute vom „Sirill am Wrack“; man stolperte durch ihre graue Wüste wie der müde Held der „Karawane“; man sah sie grimmig im Spiegel der Schieberkomödie von den „Platingruben in Tulpin“, im Spiegel der Episoden eines Stücks, das mit betontem Trotz die „Welt der Enkel“ herausforderte und ihr sachlich getarntes Schmarotzertum aufzeigte.

Eine geräumige Fläche war ausgeschritten: der Dramatiker hatte sie mit seinen Geschehnissen und Gestalten besiedelt — vom deutlichen Licht der Scheinwerferkegel bestrahlt, wirkten sie



Aufn. Scherl

rascher und knappfristiger als die Arbeit des gleichnamigen Erzählers.

*

Gleichwohl: die härtere Durchschlagskraft, die sich seit je mit dem Bühnenerfolg verbündet, hat es nicht vermocht, den vorgezeichneten Weg zum epischen Berichten abzubiegen, der mit dem versprechenden Band begann, der den Titel „Venus in den Fischen“ trug.

Der Beweis? Schon das energisch und warmherzig entworfene Buch von der „Heidin“ hat ihn erbracht. Weil schon hier alles war, was den Aufbruch zur eigenen Darstellungsform erwies: die gefestigte Empfindung für das Bergängliche der großen Städte; der eingewurzelte Trieb zu den Landstraßen des Lebens; das unverlierbare Gefühl für die Erstaunlichkeit der selbstverständlichen Dinge . . .

War dieser Planet dazu da, dass man die Götter vergaß? Dass man sich mit dem glatten Erbjuden begnügte, der fern vom bajuvarischen Hochtal marktgängig und landläufig werden durfte?!

Wer aus dem Süddeutschen kommt, weiß die Entscheidung! Und obgleich Lea Herse, die Heidin, ein Stück Norddeutschland

im Blut hat — auch sie darf den dämonischen Zauber spüren, der jeder Anfechtung antworten kann. Der Anfechtung der Einsamkeit, die ihr Leben auf weite Sicht anlegt. Der Anfechtung des Eros, der gebietend ihr Schicksal bestimmt. Der Anfechtung der Trennung, die sie um ihrer Eigenkraft willen zum männerlosen Dasein verurteilt . . . Zu einem Dasein, über dem das schmerzhafte Trostwort droht, dass noch immer der Mensch der Herr der Erde war — dass er das Erste war und dass er das Letzte sein wird. Im Deutschland der dichten Nebel und dicken Wolken wie in den leuchtenden Sonnenländern. —

*

Stärker, vollständiger noch ringt sich das Geständnis aus einem zweiten Roman, der die „Freundschaft von Ladiz“ gegen den breiten Hintergrund eines Jahrhunderts stellt, das nicht allein durch den räumlichen Abstand von jenem mexikanischen Stammesgebiet getrennt blieb: dass der Mann, der in sein Haus zurückkam, Waffen und Schmuck verberge und das Männer-Geheimnis von Kampf und Anstrengung und Kameradschaft mit dem Schweigen verhülle, das ihm ziemt, wenn nicht alles zum entwetzten Geschwätz, zum flachen Geplänkel mit der Forderung des Tages, zur kargen Aushilfe absinken soll . . .

Die bayerischen Häuser sind fern von Mexiko. Und doch: Eine aufrichtige Beziehung von Mann zu Mann, von Kamerad zu Kamerad will wieder entdeckt, aus ihrer Verschüttung frei werden. Im Schatten der Bergwände von Ladiz wird sie gefunden! Der Maler Glenn und der Bergsteiger Xaver Ragaz finden sie aus ihrer verborgenen Gemeinsamkeit heraus, Schicksalsgenossen in einer Zeit zu sein, in der es nichts mehr hilft, wenn man sich angesichts aller ringsum verdämmernden Ufer noch auf den alten Bordkompass verlässt oder auf die sauber gezimmerte Arche eines neuen Noah baut. Sie finden sie, während sie ihr noch misstrauen . . .

Mit einem Lächeln endet das Buch; mit einem Lächeln, das sich in heiterer Herzhaftigkeit seines Gewindestes erinnert: sein Dichter darf es mit dem Kennzeichen eines „Unzerstörbar, unantastbar, ein Besitz vor allen anderen Besitzten, eine Würde“ versehen.

Eine Würde, eine bei allem grimmigen Witz menschliche, männliche Würde — das ist es, was hier von neuem erobert wird! Mit einer tapferen Leidenschaft, die nicht zuletzt dieselbe ist wie die, die aus dem Schrei des Walt Whitman dröhnt: „Kamerad, dies ist kein Buch; wer dies berührt, berührt einen Menschen!“

Helmut Rosenthal

Die Gartenlaube

„Die Welt der Frau“
„Vom Fels zum Meer“

Illustriertes Familienblatt

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Keil in Leipzig

Weit ist der Weg zueinander

Roman von Jenny Sattler-König

Schluß

Copyright 1932 by Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin

Georg wirft im Niedersitzen einen prüfenden Blick über den Teetisch und läßt dann seine Augen durch den ganzen Raum wandern. „Du mußt schon verzeihen“, sagt er leicht verlegen, „daß ich dich hierher habe führen lassen! Es geht aber wegen des Telefons nicht anders. Hier habe ich es gleich zur Hand; drüben müßte ich erst aufstehen und auf den Gang hinauslaufen.“ Maren will etwas erwidern, da schrillt es auch schon auf dem Schreibtisch. Georg greift zum Hörer. „Aber nein, gnädige Frau, da ist gar kein Grund zur Beunruhigung“, hört Maren ihn sagen. „So etwas kommt sogar sehr oft vor. — Nein, davon kann ein Kind nicht böde werden. Es ist ja nur eine einfache Blutblase, die durch Druck entstanden ist. Ich habe sie vorhin geöffnet; in einigen Tagen ist nichts mehr zu sehen. — Jawohl, jawohl, ich werde Grüße ausrichten! — Nein, gnädige Frau, nicht im geringsten. — Guten Tag!“ Georg streicht sich ein Brötchen und will sich soeben Maren wieder zuwenden. Da klingelt es schon wieder. Georg greift zum Hörer. „Operieren?“ sagt er. „Nein, das kann ich noch nicht wissen. Es hängt von dem bakteriologischen Befund ab. — Nein, morgen noch keinesfalls. — Ich werde mit dem Professor sprechen. — Jawohl. — Ja, es ist gut!“ — „Siehst du, Maren, so geht es immer“, sagt er ergeben, nachdem er sich wieder gesetzt hat, „ich habe niemals eine Stunde Zeit für mich selbst.“ — Maren röhrt nachdenklich in ihrer Tasse. Ob er mich verstehen würde, wenn ich ihn jetzt frage? zweifelt sie bei sich. Kann man dergleichen überhaupt einem Manne sagen? Eigentlich spricht er ja immer nur über solche Dinge mit den Frauen, die da zu ihm kommen, aber bei mir ist das doch alles etwas ganz anderes.

„Weißt du, Maren“, kommt da wieder Georgs angenehme, tiefe Stimme zwischen ihre Gedanken — beinahe ist alles wie im Traum —, „weißt du, Maren, ich bin eigentlich recht froh, daß du nicht auch Medizin studiert hast. Du hättest es vielleicht doch etwas eintönig gefunden. Es gibt zuweilen lange, öde Strecken, bis man

die richtige und notwendige Begeisterung wiedergefunden hat. Zum Beispiel jetzt, hier, in der Frauenstation, die ich habe, ist es immer, immer dasselbe!“ — „Wie meinst du das?“ erwidert Maren aufmerksam. — „Ja, sieh mal, gerade das Seelische, das ist immer dasselbe, bei allen dasselbe. Du wirst dich mit solchen Dingen ja wohl wenig befassen, aber wer sich auskennt, der weiß schon vorher, was die einzelnen sagen wollen. Da kommen sie nun und fragen . . .“ Er eilt zum Telefon, das wieder stürmisch sein Recht fordert. „Ja“, ruft er, „ich komme gleich!“, streicht Maren kurz einmal übers Haar, zieht noch in der Tür den weißen Mantel an und eilt fort.

Nun ist Maren allein. Es ist dämmerig, die Luft ist mit einem sonderbar süßlichen Klinikgeruch angefüllt; sie sitzt müde in einem Sessel und ist den Tränen nahe. Nein, das hier, das kann ihr nicht helfen, dies weiß sie nun ganz genau. Es verwirrt sie nur noch mehr. — Ab und zu schrillt das Telefon. „Alle fragen dasselbe, alle fragen dasselbe“, singt seine grelle Klingel. Maren schrekt immer wieder hoch dabei und ist sich unschlüssig, ob sie vielleicht selbst das Gespräch abnehmen soll. Dann, im letzten Augenblick, stürzt eine weißgekleidete Schwester ins Zimmer und stellt alles richtig. Maren muß immer schauen, ob es eine von den Dutzschwestern ist. — Es ist wirklich wie in einem sonderbaren Traum! —

Als Georg nach einer halben Stunde zurückkehrt, findet er Maren am Fenster. „Du mußt entschuldigen, Georg“, sagt sie tonlos, „ich muß dich nun verlassen. Ich will doch zu Ernesta fahren; gleich muß das Auto kommen, das ich mir eben bestellt habe.“ — Der Arzt mustert mit stummen Blicken die junge Schwester. Sie sieht entzückend anmutig aus, dieses schmale Wesen im blaßblauen Mantel, ein zartes Frühlingswunder, hingewehrt aus freundlicheren Bezirken in sein strenges Arbeitszimmer. Zu zart fast, scheint es ihm mit einem Male.

„Du bist so blaß, Maren!“ tritt er auf sie zu. „Fühlst du dich nicht wohl? Bist du überarbeitet? Soll ich dich

einmal untersuchen? — Ich verschreibe dir gleich etwas. Du mußt nicht so schuften, hörst du?" — Aber Maren lächelt bloß. "Ich bin nicht überarbeitet. Keine Spur!" sagt sie und macht eine kleine Pause, als solle noch etwas kommen, aber dann ist ihr Jögern schon überwunden. "Wiedersehen, Georg!" Sie hält ihm leicht die Wange hin, die Georg mit einem zärtlich-flüchtigen Kuß streift. Dann ist sie schon hinaus. —

"Und sie ist doch überarbeitet", sagt Georg vor sich hin, unzufrieden mit sich selbst, daß er sich so kurz hat abspeisen lassen. "Ich werde ihr etwas aufschreiben und hinschicken. Das mag sie nur mal nehmen." — Er setzt sich an den Schreibtisch und beginnt zu arbeiten.

Schon spät am Abend, nach einigen Stunden, wird Georg ein neuer Gast gemeldet. Er tritt mit Verwunderung dem hochgewachsenen Mann entgegen, den eine Schwester zu ihm einläßt. — "Ich muß sehr um Verzeihung bitten, daß ich so spät noch störe!" sagt Arnold Wegener nach kurzer Vorstellung mit hastigem Lächeln. "Ich bin jedoch auf der Reise, und es ist mir nicht möglich, noch länger hier in Berlin zu bleiben." — Georg mustert mit aufmerksamen Blicken seinen Gast. Es ist ein gut gekleideter, stattlicher Mann mit grauen, sehr hellen und sehr durchdringenden Augen. Er wußte nichts an ihm auszusezen, aber es ist etwas an ihm, etwas Angreiferisches, etwas Unbedingtes, das in Georg eine leichte Gereiztheit, ein inneres Aufmerken auslöst, das ihm sonst unbekannt ist. "Womit kann ich Ihnen dienen?" fragt er gehalten, und er ist so beschäftigt mit den Gedanken, den vorauseilenden Ahnungen, die schon — ehe noch gesprochen ward — zwischen Maren und diesem späten Besucher ein Band knüpfen, daß er ihm nicht einmal einen Stuhl anbietet.

"Ihr Fräulein Schwester wollte heute zu Ihnen fahren", beginnt Arnold hastig. "Kann ich sie vielleicht einige Minuten sprechen?" — "Bedaure sehr", erwidert Georg kalt. "Meine Schwester ist zwar bei mir gewesen; sie ist jedoch bereits wieder fortgefahren." — "Wissen Sie, wo sie augenblicklich sich aufhält?" forscht der andere wieder. — "Allerdings, Herr — Herr Wegener", entgegnet Georg kühl. "Nur weiß ich nicht, ob ich im Sinne meiner Schwester handeln würde, wenn ich Ihnen ihren jetzigen Aufenthaltsort mitteille." — "Ich muß aber Maren sprechen!" fährt Arnold auf. "Unbedingt! Heute abend noch! Es ist nicht zu umgehen!" — Die beiden Männer stehen einander gegenüber; einer mustert den anderen. Georgs dunkle Brauen haben sich beim Vornamen der Schwester finster zusammengezogen; in seinen Augen steht so etwas wie eine hilflose Feindseligkeit, die ihn viel jünger macht, als er in Wirklichkeit ist. — Die plötzliche Stille, die zwischen ihnen herrscht, läßt Arnold zu sich kommen und ihn das Außerordentliche der Situation erkennen. "Herr Doktor Ettering", sagt er warm, "Sie werden nicht erkennen, daß ich den Wunsch hege, in absehbarer Zeit — soviel an mir liegt — Ihr Schwager zu werden. — Es haben sich da aber Schwierigkeiten aufgetürmt, die der Anlaß zu Maren's plötzlicher Reise waren und die unbedingt noch vor morgen früh aus der Welt geschafft werden müssen; denn morgen früh muß ich mit dem Flugzeug nach Frankfurt fahren. — Sie werden mich verstehen?"

Georg versteht nicht, keineswegs, er will nicht verstehen. Er ist noch immer derselbe wie vor zehn, zwanzig Jahren, der instinktiv die Schwestern vor jeder Unbill, die ihnen von männlicher Seite zu drohen scheint, zu hüten trachtet. Hier wittert er Angriff, unziemliche Werbung und Überrumpelung. Seine brüderliche Liebe und seine Eifersucht drängen ihn zur Verteidigung. Trotzdem kann er sich den Worten Arnolds nicht verschließen. "Ich werde Ihnen die Adresse meiner älteren Schwester notieren. Maren wollte noch heute abend zu ihr fahren", erwidert er, tritt an den

Schreibtisch und wirft einige Zeilen auf ein Papier. Dann reicht er es Arnold, und während die beiden Männer gemeinsam das Blatt überfliegen, das leise in Arnolds Händen knistert, steht so etwas wie ein leises Lächeln zwischen ihnen. — Es erlischt jedoch sogleich wieder, als eine blonde Nachtschwester den Kopf zur Tür hereinzieht: "Herr Doktor Ettering, der Herr Professor läßt sofort auf Nummer 16 bitten!" * * *

Ernesta zeigt sich nicht sonderlich erstaunt, als Maren nach kurzer und eiliger Anmeldung bei ihr eintrifft. Eine heftige Rührung überkommt sie ganz plötzlich, als sie in das schmale, blonde Gesicht der kleinen Schwester blickt. Es ist ihr, als sähe sie dieses Antlitz zum ersten Male, dieses Antlitz, aus dem ihr — wie es uns zuweilen plötzlich geschieht — die Züge der Mutter, des Vaters und des Bruders in einer tiefen, beseelten Vereinigung entgegentreten. Fast möchte sie Maren in die Arme nehmen und küssen, aber Scham vor einer Zärtlichkeit, die ihnen beiden so ungewohnt ist, hält sie ab. — Maren streift die Räumlichkeiten mit einem flüchtigen und fast unbeteiligten Blick. Die Umgebung der Suters hat sich innerhalb des letzten Jahres wiederum gewandelt, wie das einer gewissen Rastlosigkeit ihrer Lebensführung so eigenständlich ist. Sie wohnen zwar noch in jener norddeutschen Stadt, in der Maren zuletzt ihr Gast gewesen war, aber sie haben jene physiognomische und unwirtliche Gegend verlassen, in der sie während des ersten Jahres hausten, und haben draußen im Grünen, in einem kleinen, alten Häuschen an einer Straße mit alten, hohen Bäumen, die Tag um Tag ihr dunkles Lied rauschen, sich niedergelassen. Es liegt wieder jene Wärme über allen Dingen wie damals in Thüringen, als Harald zur Welt gekommen war, und alle: die drei Kinder — das kleinste Mädchen ist Maren's Patenkind —, Ernesta und sogar der ernsthafte und ewig rastlose Schwager, haben einen fröhlichen Glanz in den Augen. —

Am Abend gibt es sich so, wie es bei den Suters immer ist: Der Schwager muß zu einem Vortrag in die Stadt hineinfahren, die Kinder gehen frühzeitig zu Bett, und Ernesta bleibt mit Maren daheim. — Da sitzt nun Maren in einem der kleinen rostbraunen Damaststühle, die einst in Mutters Zimmer gestanden haben und die für die beiden Schwestern so viel Erinnerungen in sich bergen. Wie oft haben sie als Kinder auf ihnen gesessen, haben mit ungelenken Fingern das erste Strickzeug gestrickt und Mutters Märchen gelauscht! — Wie war das doch damals mit dem Märchen gewesen? Maren blickt müden Auges vor sich hin. Ernesta mit den langen dunklen Zöpfen taucht vor ihr auf, das schmale, strenge Mädchengesicht mit den dunklen Augen, dieses Gesicht, das sie im Wachen und Träumen damals vor sich gesehen hat, das sie fast anbetete und das sich dann langsam von ihr entfernte, abgelöst von Agathe, von Hildegard, und wie die andern Mädchen alle hießen. — Alle Menschen, die sie einst enttäuschten, läßt Maren an sich vorüberziehen: Charlotte Mierendorf, Ferry, den hübschen, leichten Ferry, und nun ganz zuletzt Arnold; — Arnold, von dem sie geglaubt hat, er sei jener einzige, unwandelbare, unverlierbare Mensch, den sie je und je, hinter diesen allen, gesucht hat. Dieser Arnold, der sie nun in seiner unbegreiflichen Engigkeit von sich weggetrieben hat! — Sie muß flüchtig an die überstürzte Abreise denken, an die kurze Stunde bei Georg, an die Nacht in Berlin, die sie in tatenloser Verzweiflung verbrachte, an die Reise hierher im leeren, heißen Abteil, an die Starrheit Menschen und Dingen gegenüber, die sich ihrer bemächtigt hatte. — Sie blickt mit einem trostlosen und gehegten Ausdruck um sich und schluchzt einmal tief und trocken auf.

Da geschieht plötzlich etwas Sonderbares: Ernesta hat

sich neben Maren gesetzt und den einen Arm fest um sie gelegt. „Hast du einen lieb, Maren?“ fragt sie leise. Die Jüngere antwortet nicht; ganz langsam hebt sie den Blick und schaut die Schwester augenblicks-lang verwirrt und sehnüchtig an. Dann schüttelt sie langsam und traurig den Kopf, hebt ein wenig die Arme zu Ernestas Hals empor, um sie rasch wieder sinken zu lassen, und bricht schließlich in ein leises und trostloses Weinen aus. — „Aber, Kleines — aber, Kleines!“ sagt Ernesta erschrockt und streicht leise mit der Hand über den gebeugten Nacken und die schmalen Schultern, die in verhaltem Schlußzehen beben.

— So sitzen sie lange, lange Zeit, die eine weinend, die andere — Ernesta ist nun in großem und in kleinem Leid erfahren — mit weichen Händen und mit halblauten Worten Trost spendend. „Ich verstehe dich, Maren“, flüstert sie, „ich verstehe dich ganz. — Ihr seid irgendwie uneins geworden, du und — er, und darüber bist du nun unglücklich. — Aber du kannst mir glauben“, sie erzötet und sucht nach Worten, „nicht er ist der Schuldige, genau so, wie es bei uns nicht Johannes war, der mich einmal fortgetrieben hat. — Es ist etwas ganz anderes: Es ist das Leben! — Irgendwie muß man an dem anderen immer leiden, irgendwie hat der Umgang mit Männern immer Bitterkeit für uns bereit. — Eine sehr reine Liebe ist nur da möglich, wo die ureigensten Interessen nicht beständig im Kampf miteinander liegen — zum Beispiel wie bei dir und mir!“

Maren hat die Augen aufgehoben und blickt die Schwester mit einem großen, ungläubigen Staunen an. Dann fassen sie sich bei den Händen, und es herrscht ein langes, langes Schweigen. In diesem Stillesein wird alles hinweggespielt, was viele, viele Jahre zwischen ihnen gestanden hat. Man braucht gar nichts zu sagen, es ist alles, alles da, und man fühlt, daß es schon sehr lange da war, daß nur etwas geschehen mußte, um den letzten Rest der Mauer, die noch zwischen ihnen aufgerichtet war, zum Einstürzen zu bringen. —

Von nun an ist eine wortlose Zusammengehörigkeit zwischen ihnen. Sie sprechen nicht mehr von diesen Dingen; sie erwähnen auch nicht mehr Maren's Kummer — eine innere Zartheit hindert sie beide daran. Sie plaudern ein wenig von ihrer Arbeit, von Büchern, von Blumen, von den Kindern — und ein eigen versponnenes Lächeln geht über Maren's Antlitz, wie sie sich von ihnen erzählen läßt —, kurz, es scheint alles wie sonst zu sein, und doch ist jedes Ding wie von einem neuen, wunderbaren Einverständnis erfüllt. — Beim Zubettgehen treten sie aufeinander zu. Maren, die kleinere, reckt sich auf die Zehen und legt die Hände leicht auf die Schulter der anderen — ganz so, wie sie es früher in der Kindheit hier und da einmal getan hat —, und dann berühren sich rasch und



Der Wassermann * Zeichnung von Alfred Kubin

schüchtern ihrer beider Lippen. Das ist alles, und es ist doch sonderbar für beide. Sie haben niemals mehr andere Lippen als die von Männern oder Kindern berührt, und es liegt für sie beide eine sonderbare und seltene Süße in diesem Schwesternkuß. —

Trotz aller Müdigkeit vermag jedoch Maren keinen Schlaf in dieser Nacht zu finden. Das schöne und unverhoffte Glück mit Ernesta hat ihr zwar in mancherlei Beziehung Befreiung, aber es hat ihr nicht Lösung in ihrem großen Kummer gebracht. Im Gegenteil, sie muß viele, viele Dinge bedenken, die ihr vorher leicht und unproblematisch erschienen. Sie fühlt sich stark versucht, jene Einfichten zu bezweifeln, die sie vorhin von Ernesta gehört hat. „Sollte das für alle Menschen so sein, wie Ernesta es dargestellt hat? Gibt es keine Erfüllung zwischen zwei Menschen?“

Und mit einem Male, ganz plötzlich, ist dann wieder die selige Gewißheit da, daß Arnold der Mensch für Maren ist, der einzige, den sie je und je gesucht hat. — Es muß noch einmal eine Klärung zwischen ihnen beiden geben, auf so unglückselige Weise kann es nicht zwischen ihnen aus sein, und Maren muß diese Klärung schleunigst herbeiführen!

Sie gleitet rasch aus dem Bett, schlüpft in ihre Pantoffelchen und tritt auf den Flur hinaus, um Ernesta ihren Entschluß, morgen mit dem frühesten zu reisen, mitzuteilen.

Jedoch sie hat den Weg zum Schlafzimmer der Schwester gar nicht notwendig: Der Schwager, der, von seinem Vortrag zurückkehrend, an der Haustür mit den Schlüsseln sich zu schaffen macht und sie dadurch in ihr Zimmer zurücktreibt, klopft bald darauf an ihre Tür. „Es ist ein Telegramm an dich gekommen“, sagt er gedämpft. „Es wird doch nichts Unangenehmes sein?“ —

Maren reißt rasch das Papier auseinander: „Nein, Johannes“, sagt sie dann mit fliegendem Atem, und die Tränen sitzen ihr schon wieder in der Stimme, „es ist nichts Schlimmes. Ich soll nur so rasch wie möglich morgen nach Berlin kommen!“

* * *

Maren ist nicht geflogen, wie die Geschwister ihr vorgeschlagen haben. Nein, sie hat den ersten Frühzug gewählt. Er erreicht Berlin zwar später als das Flugzeug, aber sie soll ja auch erst am späten Abend dort sein, und auf diese Weise fühlt man ganz anders, viel eindringlicher und aufregender, wie man Minute um Minute der Strecke, dem Feinde, der zwischen ihr und Arnold steht, Boden abgewinnt. Es ist ein sieghafte Gefühl: Man kann dabei mit heißen Wangen glückselig vor sich hinträumen.

Dann steht sie draußen in Tempelhof auf dem Platz und wartet auf das Frankfurter Flugzeug. Mit der Minute taucht am schon abendlichen Horizont ein Pünktchen auf, das sich rasch vergrößert und dann, ein dunkelblauer Riesenvogel, sacht kollernd auf den holprigen Rasen aufsetzt. — Als erster entsteigt Arnold der kleinen, seitlich angebrachten Tür. Mit gleichmäßigen, weit ausgreifenden Schritten, die Hände in die Manteltaschen vergraben, die Altenmappe eingeklemmt, kommt er auf Maren zu. Nichts, aber auch gar nichts deutet auf die tiefe innere Erregung hin, die in ihm aufsteigt, als er da unten die regungslose, zierliche Gestalt zu erkennen vermag.

Und wie es immer ist zwischen den Menschen: nun ist die Bahn nicht frei, nun ergreift man sich nicht bei den Händen, nun gesteht man sich nicht das riesengroße Glück des Gefundenhabens! Nein, Maren schlägt die Augen eine kurze Zeit nieder, sieht ihn dann rasch wieder an und sagt hastig: „Guten Tag! — Ist Ihre Arbeit in Frankfurt denn schon erledigt?“ — Aber Arnold antwortet gar nicht. Er fasst ihre Hand mit festem Griff, diese Hand, die ihm jetzt keinesfalls wieder entgleiten darf, und sagt im eiligen Davonstreben streng und in aufquellendem Zorn zu ihr: „Nie wieder darfst du von mir fortfahren! Hörst du? Nie wieder! Ich habe mich ja so furchtbar um dich geängstigt!“ — Er wartet gar keine Antwort ab, weiß auch, daß sie nur trozig ausfallen kann, sondern er schiebt Maren in eine Autodroschke. — Im Wagen ist es dunkel; sie sitzen beide ganz still und schweigen in sich hinein. Zunächst vermögen sie einander noch zu sehen, so lange nämlich, als noch nicht geschlossene Häuserreihen das herein-

fallende letzte Tageslicht ihnen rauben. Dann senden nur noch vereinzelte Laternen ihre Strahlen hinein in das alte und rumpelnde Gefährt; ab und zu gleitet ein blässer, gelblichgrüner Schein über ihre unruhigen Hände.

Irgendwo, Maren kennt die Gegend nicht, macht das Auto halt und fährt, nachdem sie ausgesteigen sind, wieder davon. Ein schmaler Wasserstreif ist hier sichtbar; ein Rasenweg führt an ihm entlang. Es ist so eng, daß Arnold Maren festhalten muß, damit sie nicht fällt. Dann kommen sie zu einer Bank und setzen sich. „Hab' ich das nicht sein gemacht?“ fragt Arnold stolz. „Neulich habe ich diese Bank für uns entdeckt.“ — Maren lacht ein bißchen — und auf einmal, unvermittelt, fängt sie an zu weinen. Es ist einfach zuviel für sie gewesen, all die letzten Tage! Nun ist sie bei ihm, am Ziel, da muß sie einfach heulen. — Sie hat eine dunkle Sehnsucht, daß sie nun auf seinen Schoß krabbeln möchte, sich ganz fest an ihn anlehnen möchte, und gut so! — Aber da ist die fatale Erinnerung an Ferry, die sie schon heute stört, wie sie sie noch manchmal stören wird. — Maren's Geschmac läßt es nicht zu, auf Arnolds Schoß zu flüchten, aber Arnold weiß selbst, was in solchen Fällen zu tun ist. Er zieht sie zu sich empor und bettet ihren Kopf sorglich an seine Brust. Dann tröstet er sie leise. Er sagt immer mehr: viele liebe Worte, viel Zartes und auch eine ganze Menge von sich und von anderen.

Wie er wieder einmal zu ihr niederblickt, sieht er, daß sie schläft. Die Lider mit den dunklen Wimpern sind niedergeschlagen, das ganze Gesicht liegt im Schatten; vom Weinen ist nur eine zarte, feuchte Röte zurückgeblieben. Vorsichtig küßt er ihr die letzten Tränenspuren von den Wangen. Darüber beginnt sie sich wieder zu ermuntern und erwidert leise seine Küsse. —

Auf einmal, noch befangen, sagt sie: „Ernesta hat unrecht! Das ist alles ganz, ganz anders!“ — Arnold schaut verwundert fragend zu ihr nieder, aber sie schüttelt lachend den Kopf, springt ihm vom Schoß, — und sie wandern beide der Stadt zu.

Ende

Damenwahl

Von Adolf Koelsch * Zeichnungen von H. Becker-Berke



s fehlt in der biologischen Literatur nicht an Berichten über das Liebesleben der Tiere, in denen der weibliche Teil deutlich in der Rolle des Wählers erscheint. Die Männchen treten an, um sich zur Schau zu stellen; nach einer Weile schlägt sich das Weibchen einem von ihnen an und zieht mit ihm ab. Wir sehen auch, daß es sich hartnäckig aller anderen Bewerber erwehrt, nachdem die Entscheidung gefallen ist. Es muß also an dem einen Tier etwas sein, was das Weibchen bestimmt, ihm vor allen anderen Männchen den Vortzug zu geben.

Bisher sind wir immer im Dunkeln getappt, wenn wir wissen wollten, welche Merkmale eines Bewerbers ausschlaggebend sind für die Entscheidung, die vom Weibchen getroffen wird. Wir schlossen zwar auf bestimmte sinnliche Reize, wie schöner Hochzeitskleider, kräftigeren Gesang, leidenschaftlicheres Gebaren, als bewegenden Grund bei der Wahl. Aber diese Vermutungen

hingen durchweg in der Luft, weil es an entsprechenden Untersuchungen fehlte.

Um so erfreulicher ist es, daß wenigstens in einem Fall entsprechende Bemühungen neuerdings zum Ziel geführt haben. Er betrifft jene Vögel, die man Wellensittiche nennt.

Die Wellensittiche sind eine schwabbenartige Ausgabe von Papageien, die wegen ihrer Liebenswürdigkeit und Betriebsamkeit sich besonderer Gunst der Vogeliehaber erfreuen. Immer haben sie ein Gezwitscher oder Geplauder im Schnabel, und in allen Bewegungskünsten sind sie gewandt wie die Affen. Was an ihnen nicht schwefel- oder zitronengelb ist, putzt sich mit Grün heraus, daß es knallt. Auch Blau ist in verschiedener Tönung über das Körperegefieder verstreut.

Wie man in jedem Zoologischen Garten oder Vogelhaus, wo diese Tiere zu den beliebtesten Schauobjekten gehören, mit einigen Zeitopfern leicht feststellen kann, gibt es nicht leicht zärtlichere und verspieltere Chepaare. Die gegenseitige Anhänglichkeit ist so groß, daß der eine Partner fast ununterbrochen an der Seite des anderen gefunden wird, einerlei, ob man sich die Zeit gerade mit Flugspielen, Fressen oder in anderer Weise vertreibt. Uns Menschen ist es zwar rätselhaft, wie in dem allgemeinen Wirrwarr von vierzig oder hundert Tieren die einzelnen Individuen



Aufnahmen Dr. Croy

sich noch gegenseitig erkennen können. Denn für unsere durchschnittlich recht blöden Augen sieht ein Tier wie das andere aus. Wenn man uns nicht sagte, daß die Männchen durchschnittlich etwas größer sind als die weiblichen Tiere, hätten wir nicht einmal einen Anhaltspunkt, um bei einem Paar das Männchen vom Weibchen zu unterscheiden. Für die Tiere selbst bestehen diese Schwierigkeiten natürlich nicht, so daß sich die Frage erhebt, woran sie sich so unfehlbar auseinanderhalten, wie es tatsächlich geschieht.

Untersuchern der sichtbaren Körperteile ist schon früher aufgefallen, daß bei einer genaueren Vergleichung recht vieler Tiere außer der Größe auch noch andere Unterschiede gefunden werden, die erlauben, die Individuen in zwei Gruppen zu teilen. Bei der einen dieser Gruppen ist die Wachshaut am Schnabelgrund hellblau gefärbt. Außerdem hat der zitronengelbe Halskragen jederseits einige schwarzblaue Flecken. Diese Tiere sind Männchen. Bei der anderen Gruppe ist die Wachshaut graurot beschlagen und die notenpunktartigen Kragflecken treten weniger zahlreich und weniger kräftig hervor. Diese Tiere sind Weibchen.

Wie eine gelehrte Dame neuerdings in großangelegten Versuchen zeigen konnte, sind diese Schnabel- und Kragenabzeichen die entscheidenden Beihilfe der Gattenwahl, und zwar liegen die Verhältnisse so, daß ein Männchen um so bessere Aussichten hat, von einem Weibchen gewählt zu werden, je größer sein Halskragen ist und je mehr blaue Bartflecken sich sternartig über den Halskragen verteilen . . .

Die Sache kam auf einfache Weise zutage. Die Dame setzte zehn Männchen in einen Käfig. Dann nahm sie ein beliebiges Weibchen und brachte es mit den zehn Männchen zusammen. Schon nach kurzer Zeit hatte sich das Weibchen entschieden, und zwar hatte es sich mit jenem Männchen gepaart, das den größten Halskragen mit den meisten und größten blauen Bartflecken vorweisen konnte. Jetzt wurde das Weibchen wieder herausgenommen und nach einigen Tagen derselbe Versuch mit einem zweiten Weibchen gemacht. Aufallenderweise schloß sich dieses dem nämlichen Vogel an, für den sich schon das erste Weibchen entschieden hatte. Versuche mit einem dritten, achten und zehnten Weibchen führten zu dem nämlichen Resultat: alle wählten den gleichen Vogel.

Man kann leicht ausrechnen, daß bei solcher Gesinnung der weiblichen Tiere die Situation der Männchen auf dem Heiratsmarkt nicht ganz einfach ist. Denn vermutlich wissen diese selbst von der erotischen Bedeutung ihrer Bartflecken nichts, und noch weniger werden sie ahnen, daß es den Weibchen gar nicht einerlei ist, ob ein Bewerber nur drei solcher Sterne auf einer Kragenseite hat oder fünf oder sieben. Jeder Kandidat, der in ein Weibchenbauer gelassen wird, tritt arglos als Werber auf, und einer benimmt sich dabei so putzig wie der andere.

Zuerst führt er unter großem Geschrei allerhand Flugkünste aus. Dann sitzt er in der Nähe des Weibchens ab, sträubt üppig den Schopf und den Kragen, kollert, und wenn das Weibchen abstreicht, so huscht er ihm nach. Läßt es sich links auf einer Stange nieder, so sitzt er im nächsten Augenblick an deren anderem Ende, verdreht den Körper wie eine Schlange und nicht zu ihr hinüber. Dazu rollt ein ununterbrochenes liedartiges und schrilles Gezwitscher aus seiner Kehle; zuweilen entfahren ihm scharfe, kreischende und herrische Laute. Das geht so eine Weile, bis sich beide so weit in Hitze gefchwätzt haben, daß „sie“ nicht mehr entweicht, wenn „er“ sich ihr unter Komplimenten im Trippelschritt nähert. Aber jetzt geschieht es oft, daß sie sich recht und dem Werber, der gekommen ist, um mit ihr zu schnäbeln, eins auf die Kapuze haut. Abgewiesen! . . . Manche schrekt der erste Schlag so, daß sie einen zweiten Versuch bei dem gleichen Weibchen gar nicht mehr wagen. Kühnere nehmen die Werbung vorsichtig ein zweites oder drittes Mal auf. Aber sobald ein noch unbewiebtes Männchen mit mehr Sternen im Käfig ist, das sich um die nämliche Gunst bemüht, sind alle Versuche vergebens.

Trotz der scheinbar beispiellosen Verliebtheit der Tiere führt es indessen nicht zu Katastrophen, wenn man ein Pärchen trennt und den Getrennten andere Männchen und Weibchen zu Gesellschaftern gibt. Sie haben die Ehe nach wenigen Tagen vergessen und sich mit anderen aufs neue verbunden. Denn alles ertragen diese schnurrigen Vögel, nur das Alleinsein ertragen sie nicht.



Rund ums Gradierwerk

Von Harry Schreck

Schon der erste vorläufige Eindruck bleibt eigenartig. Mitten in einer sanften mitteldeutschen Landschaft erhebt sich plötzlich ein langgestreckter hölzerner Bau, dessen leichtgezimmerte Lattendecke unabsehbare Reihen von dreimannshoch aufgestapelten Dornengebüüschen überdacht — von schrägen Balken gestützt, mit einem brückengleichen Laufgang versehen und von allen Seiten dem Zustrom von Wind und Luft geöffnet, steht er ehrwürdig braungrau gegen den Hintergrund der weich ansteigenden Hügelkuppen.

Wer sich dann nähert, gewahrt eine zweite Besonderheit:

Ein zart plätscherndes Geriesel strömt zögernd, aber unablässig am First entlang, wo es eine derbe Brettrinne durch Hunderte, wenn nicht Tausende von schmalen Abflussbohrungen über die ganze Weite der schützenden Halle verteilt — in stetigem Tropfenfall sickert es auf dem vielfältigen Umwege über die zackigen Vorsprünge und Spitzkeile der Reiserbündel der Auffangmulde zu, die zähflüssig und schwerfällig ihre erbuntete Flüssigkeit weitertrieibt.

Und wer schließlich davorsteht, bemerkt auch noch das:

Rings um das knorrige Pfahlgerüst mit seinen Querleitungen und seinen zahllosen Traufen, mit seinen Spießruten und Sammelbehältern scheint die Lunge auf einmal lebhafter zu arbeiten, der Atem gleichmäÙiger zu gehen, der Brustkorb sich stämmiger zu dehnen — und wenn die Neugier dann dieser seltsamen Einwirkung nachspürt, wird sie vielleicht unversehens entdecken, daß das ausfließende Rinnal dort kein schlichtes Quellwasser,

sondern Sole enthält. Ein Schild bestätigt es — der hohe hölzerne Bau ist ein Gradierwerk.

* Wer sich dann weiter erkundigt, hört noch einiges mehr:

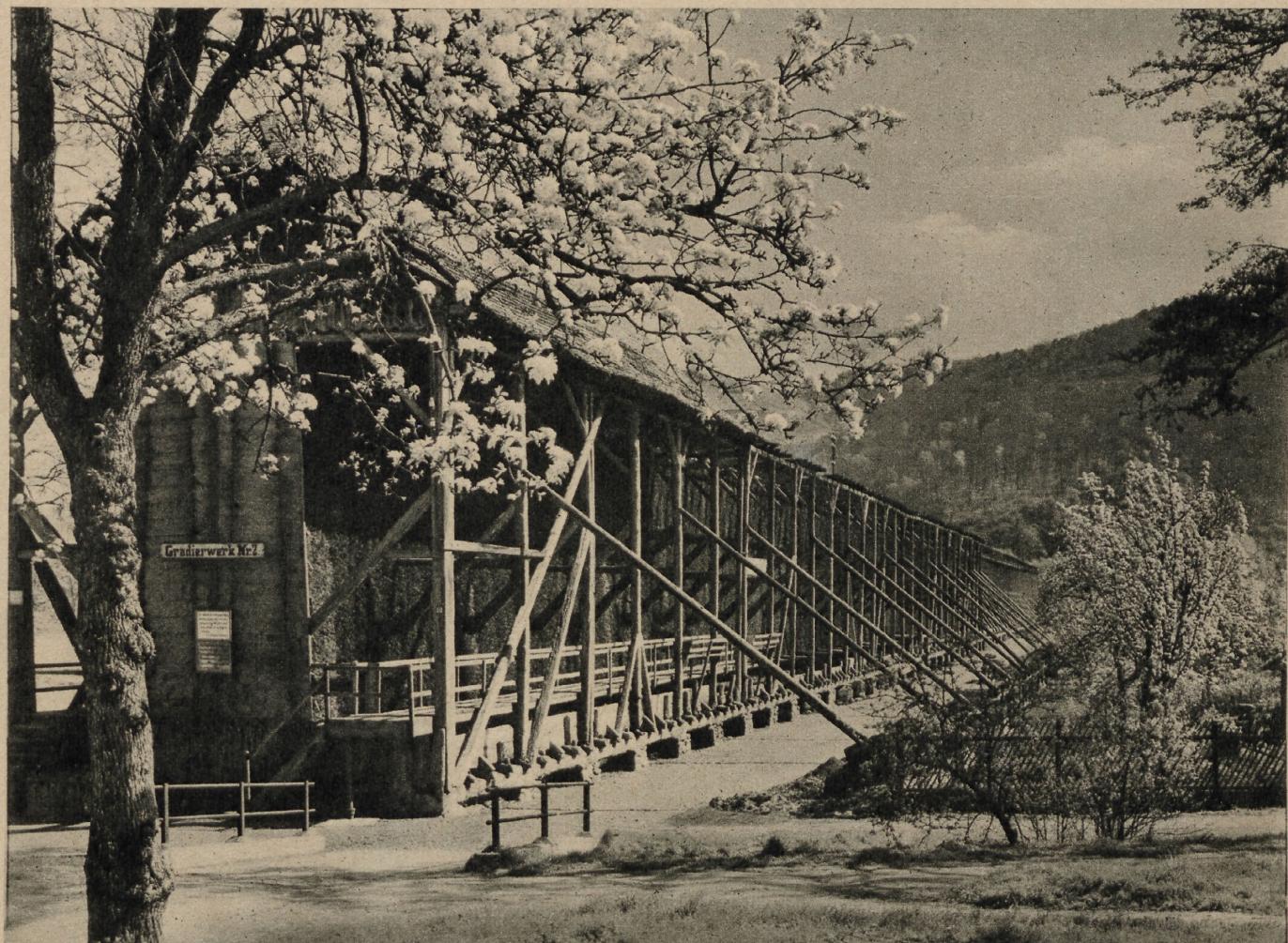
Er erfährt unter anderem, daß das Gradieren ein Verfahren ist, das eine gewisse Ähnlichkeit mit den Arbeitsweisen der chinesischen Meersalzgärten aufweist, in die das Seewasser durch Schöpftrad und Mattensegel hineingetrieben, dann abgedämmt und schließlich der glühheißen Sonne überlassen wird — ein Verfahren also, das darauf abzielt, die allzu magere Sole in ihrem Salzgehalt anzureichern, indem man einen Teil ihrer Beimischung austrocknet.

Nun — was in China die Sonne tut, das gibt hier die Luft.

Nicht umsonst nämlich bieten die röhlichen Gräten der Dornwandung, über die das von einer langsam kreisenden Radlaufer hochgepumpte Nass der Solquelle spült, jene größtmögliche Fläche, die jeden Tropfen, wo es nur angeht, aufhält: vom Sitzack der mannigfachen Hindernisse zur Abgabe ihrer Feuchtigkeit gezwungen, dickt sich die Lauge allmählich ein, bis sie als hochwertig gesättigter Saft in die untere Leitrinne kommt, die sie zur Pfanne bringt . . .

Und wenn auch die Gärten Chinas älter sind — immerhin:

Schon durch einige Jahrhunderte hindurch kennt man in Deutschland (für dessen Geschichte übrigens bereits Tacitus den bekannten Bericht über den Ausrottungskrieg zwischen Germanen und keltischen Völkern um die Salzquellen des heu-



Das Gradierwerk wartet auf die Kurgäste

Aufnahmen Dr. Paul Wolff

tigen Salzungen aufzeichnete) diese Form der Salzherzeugung: fast unverändert, von jeder wesentlichen Neuerung so gut wie unberührt, hat sich Anlage und Bau des Gradierwerks bis ins Staubägerzeitalter bewahrt.

Ein Nachhall der Überlieferung, ragt es in diese Tage.

*

Gewiß: seine einstmalige Bestimmung ist längst dahin:

Denn obwohl es auch heute noch nebenher seinen ursprünglichen Zweck erfüllt, indem es wie zu der Zeit, in der man die Steinsalze noch nicht aus den Gruben und Schächten der Salzbergwerke holte, jene Siedemasse bildet, aus der man im Abdampfgefäß das übliche Kochsalz gewinnt — die Mengen, die aus den Gradierwerken stammen, könnten lediglich einen Bruchteil des Bedarfes liefern, den Haushalt und Öffentlichkeit zu ihrem ständigen Verbrauch fordern.

Bergmühle und Bohrmaschine haben die Pfanne verdrängt.

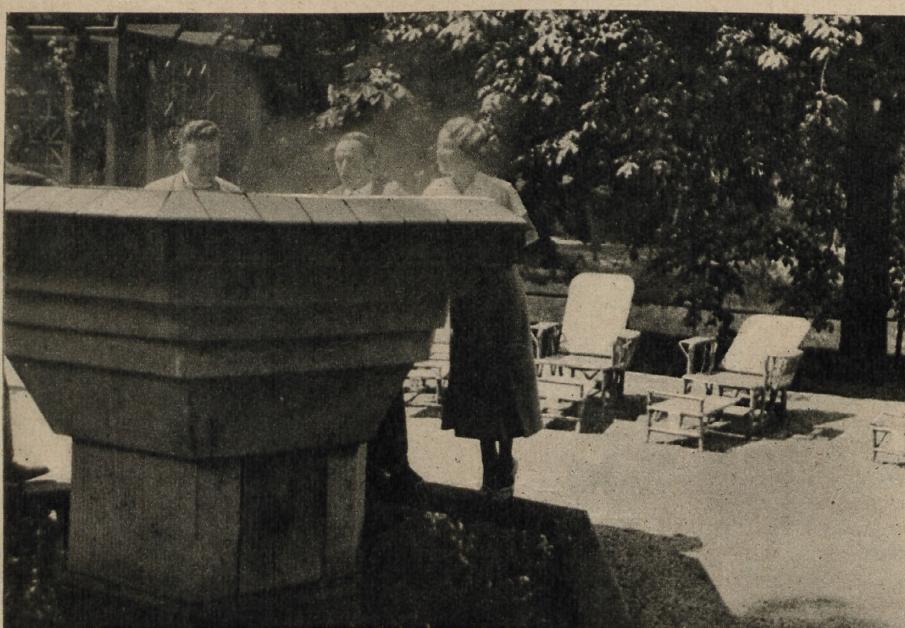
Da aber die Solen von je nicht bloß salzpendend, sondern auch heilkrautig gewesen sind, hat das Gradierwerk selbst unter dieser Wandlung kaum gelitten — während Fördertürme und Stollen die alten Abtropfbühnen des Siedehauses abgelöst haben, hat sich bisher noch kein Ersatz für die Wohltat einer Kur gefunden, die den Gast der Salinen mit der sanften Würze ihrer staublos kräftigen Salzluft versorgt und ihm zwanglos eine wirkliche Erholung schenkt.

Wer je mit Kartarrhen zu tun hatte, weiß das zu achten.

Wie es auch der zu empfehlen wissen wird, der mit seiner Atmung in Unfrieden lebt, mit seinen Bronchien nicht ins reine kommt und mit einer Neigung zu Rachenerkrankungen zu kämpfen hat: im gelegentlichen Spaziergang, der ihn an den Geländerplanken der Solen-



Die Luft ist von einer fein zerstäubenden Salzluft erfüllt



Kurgäste inhalieren die würzige Salzluft

langen vorüberführt, holt er sich den erforderlichen Betrag stärkender Vorbeugungsmittel; und die Liegebehandlung, die ihn im Umkreis der Dornwände ruhen lässt, frischt sein Wohlbefinden auf.

Riemand, der dies braucht, wird sich enttäuscht fühlen.

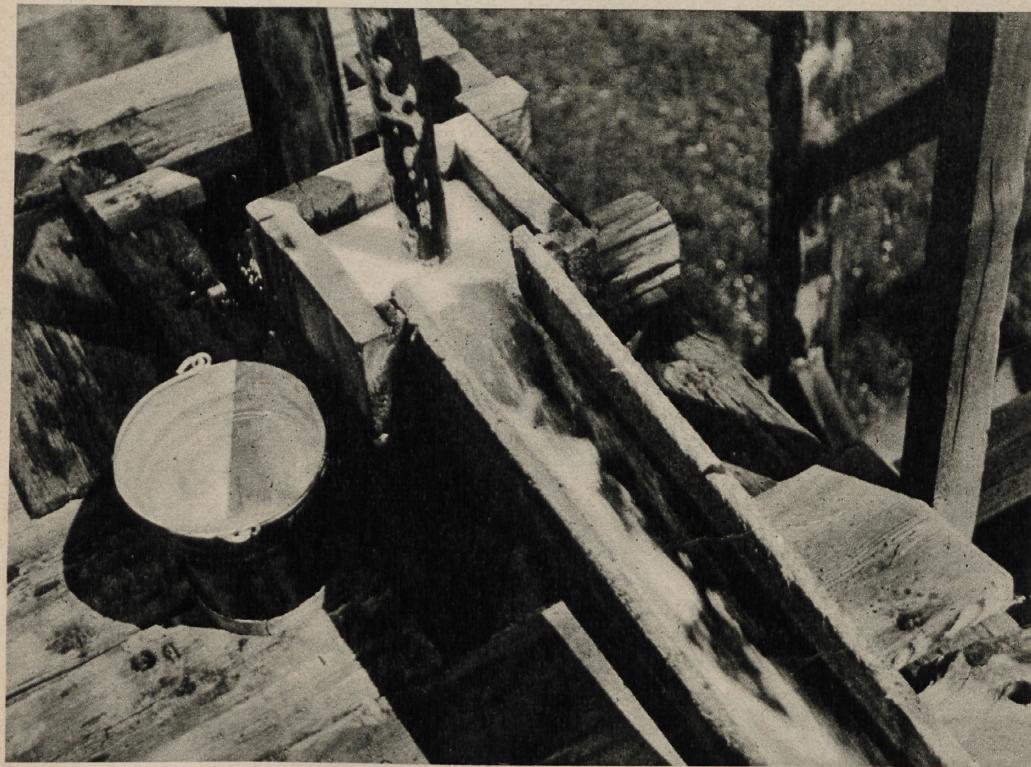
*

Gewiß: der Ruf des Gradierwerks bewahrt sich stets. Aber so dienlich und zuträglich das alles ist, was die Belebung oder die Wiederherstellung unserer Gesundheit fördern soll: fast noch erheblicher bleibt für den, der je einmal die Reise zu solchen Solquellen unternahm, im letzten Grunde etwas anderes — und falls er darüber nachdenkt, was dieses andere sein könnte, wird er vermutlich zu dem Besluß kommen, daß es wohl das Gesamtbild sein muß, dessen Reiz er sich hier im Salinenbezirk nicht entzieht.

Denn dies alles wirkt hier ja inein-



Das malerische Wasserrad treibt die Pumpen



Eine uralte bewährte Konstruktion saugt die Salzlauge nach oben, von wo sie über dichtes Gestrüpp langsam herabrieselt

ander und zusammen: die heitere Gelassenheit eines Landstrichs, den leichte Anhöhen zwar abgrenzen, aber nicht abschnüren. Das leise Wechselspiel von Wald und Quelle, von altem Baumbestand und gepflegter Parkfläche, von zierlicher Idylle und verwitterten Erinnerungszeichen an eine Zeit, die vor Millionen von Jahren eben hier ein großes dunkles Meer rauschen ließ, dessen ozeanische Kraft uns den Reichtum der Salzlagergruben und Sprudel und Bäderbrunnen hinterließ.

Wie jeder echte Zauber ist auch dieser unvergleichbar.

Und wer sich daher dem schönen edlen Gleichmaß dieser anmutigen Gegend vertraut, gehorcht nicht nur dem Machtsspruch des Arztes, sondern zugleich einer Neigung seines Herzens. Denn er weiß, was er im Bereich des Solezertstäubers und der murmelnden Gradiergewässer sucht: die milde Stille einer Waldhügellandschaft, die freundliche Abgeschiedenheit von der Hast, die schweigende Harmonie des Ruhens. Er findet sich selbst.

1914/18 auf der Schülbank VON ERNA LANGE

7. Fortsetzung

Mein rotes Kleid ist schwarz gefärbt worden. Die weißen Knöpfchen liegen wieder in dem Papplkarton „Allerlei“. Die Wege auf dem Kirchhof sind fast grundlos. Alles ist noch trostlos leer. Verwirrte Kränze vom Totenfest her kommen unter dem Schmelzschnee zum Vorthein. Ein paar Schneeglöckchen, überwintert oder frisch auf die Gräber gepflanzt, grühen als einzige Lebeblumen.

Unter diesem Hügel, unter diesen Kränzen ruhst du, Vater, Vater! Der große Kranz mit der schwarzweißen Schleife ist von meiner Klasse — — Sie sind alle gefolgt, sie haben uns die Hände gedrückt. Jetzt kann ich weinen — damals nicht. Keine Träne zu Hause, keine am Grabe. Jetzt — jetzt . . . Warum mußte Vater schon fort —? Mutter ist so unselbstständig, und ich bin so jung! — Ach, ich habe immer Mutter halten müssen in jenen entseztlichen Tagen. Armer, sonnenloser Schmetterling, es wird Herbst um dich. —

Der Pastor fuhr mit uns in der Droschke zurück. Er meinte es gut. Er drückte immer wieder Mutters Hand — „Gott tröste Sie in Ihrem Leid und mache Sie stark, meine liebe, verehrte Frau Weg! Denken Sie immer, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen und daß das, was Ihnen der teure Entschlafene als Gatte und Vater gewesen ist, unverloren bleibt und segnend weiter wirkt!“

Aber ich war froh, als der Wagen vor seiner Wohnung hielt und er ausstieg.

Wie sind die Zimmer so leer! Hallen unsere Schritte nicht wider, als sei die Wohnung geräumt —? Jeder Gegenstand sieht uns an. Vater hat ihn in den Händen gehabt, ihn gebraucht, sich über ihn gefreut. Das Palet richtigen Tabaks und die Kiste Zigarren, als eiserner Bestand immer wieder zurückgesetzt und weiter aufbewahrt — und getrocknete Kirschblätter und Schafgarben dafür geraucht — man kann es nicht ansehen.

Und der Schlüsselbund, blank und glänzend vom ständigen Tragen in der Tasche — — ach, dieser Schlüsselbund, mit dem ich als Kind gespielt, wenn ich auf Vaters Schoß gesessen!

Unheimlich viel Menschen kommen, die von Vaters Sachen dieses und jenes haben möchten. Nichts will Mutter fortgeben, von keinem Stück könne sie sich trennen.

Aber sollen es die Motten zerfressen, soll es im Schrank vermodern —? Heute, da Kriegsnot die Menschen bald in Lumpen gehen läßt —? Nein, Mutter, das wäre nicht nach Vaters Sinn!

So wandern denn die Kleider und Sachen unter die Leute, hierhin und dorthin — und beglücken. Auch der Better vom Lande bekommt was von ihnen. Ich habe ihn bei dem Begegnis gar nicht ansehen können. Obgleich er so blaß und bewegt dagestanden und von Schuld wohl keine Rede sein kann. Schicksal war es, Bestimmung oder Zufall. „Wie hat man das denken können, daß es zum letzten Male gewesen?“ hatte er still und bedrückt gesprochen. Es war wohl sein einziger Satz am ganzen Nachmittag gewesen.

Auf dem Küchentisch fand ich nachher eine Tüte mit Weizenmehl und ein halbes Pfund Butter. — —

Es ist sonderbar, daß das Leben so weiter geht. So ganz keinen gewöhnlichen Gang weiter. Man wundert sich direkt, daß der Himmel so unerhört blau sein kann, daß durch die Natur das ahnungsvolle, selige Drängen weitergehen und immer stärker werden kann, daß die Erde anfängt zu duften, zu leimen und zu spritzen — da Vater doch nicht mehr ist . . .

Vor allem, daß in einem selber trotz des schwarzen Kleides und des Hügels auf dem Friedhof Lachen und Freude wieder

aufspringt. Ach, es gibt ja heute so viel frische Hügel und so viel schwarze Kleider! In unserer Schule allein, wieviele Trauerschleifen in den Haaren und schwarz gefärbte Kleider! —

Es ist nichts Besonderes, es ist überhaupt nichts, daß ich auch Trauer habe. Nur zu Hause ist es anders. Ganz anders. Aber in der Schule, mit den Mädeln — da ist alles wie sonst. Es ist doch gut, daß ich noch zur Schule gehe.

Der Direktor soll jetzt ins Feld kommen. Irgend jemand hat es mit Bestimmtheit erzählt. Am Montag in der großen Pause — ich will gerade ins Kartenzimmer — geht er an mir vorbei. Seit damals habe ich ihn nicht gesehen. Er stützt, bleibt stehen, kommt zurück —

„Oh“, sagt er, „Sie tragen Trauer, — ist von Ihnen Angehörigen auch jemand gefallen?“

Ich bin über die plötzliche Anrede verwirrt. Wie? — was meint er —? — — Ach so . . . !

„Nein, mein Vater ist so gestorben.“

Wie der eigene Satz den ganzen Tag fremd in den Ohren nachklingt!

*

Wir sind alle versezt worden. Gemeinsam geht es in das letzte Schuljahr. Allerdings, wenn kein Krieg wäre — — na, da die Zensuren! Und wenn wir geprüft würden, oh, wenn wir geprüft würden —!

Aber es ist Krieg. Die Lehrpensen sind verkürzt worden — und das Verkürzte wird schlecht gelernt — und gelehrt . . .

Denn es ist ja Krieg — — — .

Jeden Tag in den Osterferien gehe ich mit Mutter zum Friedhof. Die welken, verregneten Kränze haben wir fortgebracht und frische, lebende Blumen auf den Hügel gelegt. Vater, Vater, warum haft du uns verlassen? Mit erstarnten Gesichtern stehen wir und blicken auf die Erde, die dich bedeckt.

Mutter, ach, Mutter, weine doch nicht soviell!

*

Dann ist der Mai da. Alles blüht und duftet an den Wegen und singt und jubiliert. Man möchte immerzu in der Sonne bleiben, in das helle Grün und die weißroten Blüten schauen und dem Jubel der Bögel zuhören . . . Man mag gar nicht nach Hause gehen, wo Zeitungen liegen mit langen Todeslisten und Kriegsnachrichten.

In der Schule ist alles beim alten. Das sehnlichst begrüßte „Sie“ in der Anrede ist Selbstverständlichkeit geworden. Wehe dem Lehrer, der es einmal vergißt! Blicke durchdolchen ihn, die ihn in der Nacht nicht schlafen lassen.

Mutter hat einen hellen Kragen auf mein schwarzes Kleid gehetet und die weißen Knöpfchen wieder angenährt. Es sähe doch zu traurig aus. Ich komme mir sehr gepuht vor.

Aber als Rosemarie heute die Klasse betritt, empfängt sie achtungsvolles Schweigen. Denn sie hat eine funkelnagelneue Bluse an. Unsere Augen wollen fast aus den Köpfen fallen. Dieser wundervolle Stoff und der Glanz und die Farbe — die Farbe! Der blaue Rock dazu, das ist ihr alter, aus einem von ihrer Mutter angefertigt. Aber die Bluse — die Bluse!

„Sag mal, haft du dich mit Schmuggler Schiebers Sohn verlobt?“

„Na, sei ehrlich, aber so ein bißchen versprochen, wie? — Rosi, Rosi, daß mir keine Klagen kommen!“

„Läß dich mal anfühlen! Gott, wie vornehm! Spielsst du Lotterie? Hast du einen besonderen Tip dafür?“

Arme Rosemarie! Sie glüht vor Zorn. Ja, ja, man hat es im Kriegsjahre 1918 nicht leicht, mit solch einer neuen, feinen Bluse unter die Menschen zu gehen!

„Läß mich doch in Ruhel Mein Himmel, den Stoff haben wir noch gehabt. Ihr seid wohl alle nicht bei Trost!“

Sie feuert ihre Mappe unter die Bank, daß das Schloß erschrocken aufspringt und alle Bücher auf die Erde fallen.

„Läß nur, wir werden sie auffämmeln. Läß doch nur! Du kannst dich schmutzig machen. Nein, bück dich nicht, denk an deine Bluse — —!“

So geschieht es, daß die halbe Klasse unter den Bänken krabbelt, als Fräulein Hopperberg hereinkommt.

„Aber, aber — liebe Leute — — — !“

Diese erstaunten, leise mahnenden, wohlbekannten Laute bringen uns ruckweise wieder ans Tageslicht. Ein paar Bücher liegen noch hinter Ingés Platz. Ein Zettel ist mitten auf den Weg geflattert. Wir sehen ihn erst, als die Hopperberg, mit leisen Schritten herangekommen, sich danach bückt. Rosi stöhnt

einen kleinen, jäh abgebrochenen Schrei aus und gibt mir in ihrem Schreien einen Schubs in den Rücken, daß ich nun meinerseits mit leisem Aufschrei nach vorne hinüberkippe. Da für bekomme ich Unschuldsamm natürlich einen Blick — — oh, einen Blick!! —

„Was ist das? Wem gehört dieser Zettel?“ fragt sie und sucht die arg flüchtige Bleistiftschrift zu entziffern. „Nun?“

Wir ahnen nichts Gutes und schielen vorsichtig nach Rosi. Aber die ist nicht da. — Nanu?? Wo ist denn die funkel-nagelneue Bluse geblieben? — Wir gucken näher hin — aber sie war doch eben noch — —

Ach so! — Unter dem Tisch hat sie ihren angstschwitzenden Kopf und krämt mit gemachtem Eifer zwischen ihren Sachen.

„Rosemarie Anger, ist das Ihr Zettel?“

„Meiner? Nein!!“

„Hm, es scheint mir aber Ihre Handschrift —“

Rosi muß entschieden Schauspielerin werden, ein Talent hat das Mädel im allernäivsten Erstaunen — —

„Ah? — — Ja, — nanu —? Doch, das ist auch meiner. Den habe ich wohl ganz in Gedanken — — Er hat keine Bedeutung — flüchtig zu Hause habe ich es mir ausgearbeitet . . .“

Man sieht ordentlich, wie brennend gern sie ihn von den prüfenden Augen der Hopperberg weghaben möchte. Aber deren Misstrauen ist wach.

„Wirklich? Haben Sie das sehr flüchtig Hingeworfene zu Hause geschrieben, liebes Kind? Sehen Sie mich an bei der Antwort! Nun?“

Rosi sagt mit todernstem Gesicht ja.

Fräulein Hopperberg macht einen spitzen Mund und zerreißt mit ihren kleinen Grübchenhänden den Zettel. Winzige Schnippsel flattern in den Papierkorb.

„Ich hatte Ihnen bei der Durchnahme neulich ausdrücklich verboten, sich irgendwelche Notizen zu machen, und ich hoffe, es ist allgemein respektiert worden.“

Ihre Blicke gehen wie spitze Pfeile über uns, bleiben wieder an Rosi hängen — verlieren dort plötzlich ihre Schärfe und gehen in helle Bewunderung über —

„Oh! Was haben Sie für eine hübsche Bluse an! Das ist wohl noch Friedenstoffs?! Oh!“

*

Die Nachricht läuft ein, daß unser Direktor im Felde schon krank geworden sei, daß er einige Erholungswochen hier verbringen werde. Eines Vormittags ist er denn auch in der Schule. Friedel hat ihn zuerst gesehen. Natürlich Friedel.

„Also ganz bestimmt. Ganz, ganz bestimmt, Kinder“, schwört sie.

„Was denn — ganz bestimmt?“ fragt eine Stimme. Wir fahren herum. Er ist es. Er steht selbst da. Er, der Direktor, in der Türe — in seiner Uniform.

„Sprechen Sie von mir? Ja, ich bestätige, ich bin wirklich da.“

Bald kommt er jeden Tag zur Schule. Ordnet an, prüft, bespricht und unterrichtet sogar. Auch in unserer Klasse.

Als seine Zeit vorbei ist, als er wieder in der alten Uniform weg muß, dorthin, wo französische Kugeln pfeifen, Granaten morden und Fliegerbomben den Boden verwüsten, da sind wir alle voll Trauer.

„Nein, Herr Direktor, nein! — Bleiben Sie doch! Wir werden reklamieren. Wir brauchen Sie doch — Herr Direktor!“

Er lächelt und schüttelt den Kopf und drückt uns allen die Hand. Wir stehen am Zuge, als er absährt. Er nickt aus dem Abteil und wünscht uns alles Gute und hat doch zuletzt nur noch Blicke und Worte für seine Frau.

Sie verschwindet ganz zwischen uns in ihrem unscheinbaren, mausgrauen Mantel, die kleine, schmale Frau. Sie will nicht weinen. Sie müht sich krampfhaft ein Lächeln auf die zuckenden Lippen. Aber es ist schwer, es ist unsagbar schwer.

„Sei vorsichtig, Friedbert! Ach Gott, sei doch vorsichtig! — Denk immer an mich, Friedbert, Friedbert! — —“

Da rollt der Zug. Langsam, zum Mitschreiten zuerst — und dann ist er nur noch in der Ferne — und dann ist auch das letzte Rauchwölkchen verschwunden. Frau Direktor Mengel hat den kalten, eisernen Laternenpfahl mit beiden Armen umklammert. Ein haltloses Schluchzen läßt ihre Schultern auf und nieder fliegen.

„Aus!“ sagt sie. „Aus!“ — Und geht mit starrem Gesicht durch die Sperrre, aus dem Bahnhofsgebäude.

Kein Wort, keinen Blick für uns, die wir um sie sind. Etwas Schweres hängt in der Luft, verdunkelt die Sonne und läßt uns frösteln. Es ist alles so kalt und traurig und leer an diesem Junitage und um unsere sechzehn und siebzehn Jahre . . .

*

In außergewöhnlichen Zeiten geschehen außergewöhnliche Ereignisse.

Der Sommer bringt uns wieder etwas Noch-nie-da-Gewesenes: Es ist das Laub sammeln. Richtiger könnte man sagen: Bäumerupfen. Friedel weiß zuerst davon. Natürlich — die Friedel! Welcher Spaz ihr gleich immer das Allerneueste zupfeift, ist uns allen schleierhaft. Eigentlich gibt es nichts, was uns ganz unerwartet kommt. Denn Friedels Schnuppernase verkündet ihre Ahnungen vorher. So auch jetzt.

„Ich sag' euch, Children, im heurigen Jahre wird es Ausflüge nach dem Stadtwald geben, mehr als uns angenehm sein wird. Wir werden dort arbeiten müssen, arbeiten, daß die Stullen nicht ausreichen. Und ohne Gehaltszulage.“

Wir staunen über dies orakelhafte Gerede und können uns absolut keinen Vers darauf machen.

„Abwarten, Kinder, immer abwarten! Bis die Blätter richtig groß sind und die feldgrauen Gäule klapperdsirr — —“

Mehr weiß sie wohl selbst nicht und Sicherer auch nicht. Aber sie versteht es famos, den Schein zu erwecken, als ob — —

Nachdem wir noch eine Weile vergeblich hin und her gefragt haben, wenden wir uns ärgerlich ab.

„Wenn du mehr weißt, komm wieder“, sagt Rosi, gräbt die Nase in ihre Kunstgeschichtsnotizen, steckt die Zeigefinger in die Ohren und paukt: „Besonders bedeutend sind die Basiliken. Sie dienten dem Markt- und Handelsverkehr. Die Basilika Ulpia ist unter Trajan entstanden. Die fünfschiffige Peterskirche und die Paulskirche sind altchristliche — —“ Ein derber Rippenstoß läßt sie zusammenfahren und kreideweiß vor Schreck werden. Denn der Professor steht vorn und dreht seine Schnurrbartspitzen —

„Na, wenn Sie bis jetzt noch nichts können, Rosemarie Anger, dann schaffen Sie in dieser einen Minute auch nichts mehr! Vielleicht darf ich Sie daraufhin ersuchen, — ein wenig — hm — die Finger aus den Ohren zu lassen.“

Er räuspert sich zu seiner eigentlichen Rede, er räuspert sich noch einmal — Er ist kein großer Redner vor dem Herrn —

„Also — was ich Ihnen mitzuteilen habe — Ah — bei günstigem Wetter wird morgen der Unterricht hier ausfallen — hm —“

Ein langgezogenes, freudiges und erwartungsvolles „Aah!“ von unserer Seite.

„Bitte, nein, kein Ausflug! Ich habe doch betont: hier ausfallen. Sie werden — im Stadtwald — hm — dorthin werden Sie nämlich morgen fahren — — Elfriede Wissendorf, wenn Sie schon so gut informiert sind, bitte — tragen Sie doch das Nähere vor! Ich kann mich dann wohl so lange hinsehen.“

Wir lachen. Friedel sucht mit rotem Kopf mikroskopische Winzigkeiten auf ihrer Tischplatte zu entdecken. Die grauen Schnurrbartspitzen da vorn werden gedreht, daß einem schwindlig wird.

„Sie werden zum Laub sammeln morgen bei günstiger Witterung in den Wald fahren — — ja, hm —“

Ich glaube, er kann nicht weiter. Auch das Drehen hilft nicht mehr.

„Ja, zum Laub sammeln. Herr Doktor Hensberg wird die Führung übernehmen und Sie mit allen Einzelheiten und Ihren Pflichten näher vertraut machen —“

In der Türe prallt er beinahe mit unserer Kunstgeschichtslehrerin zusammen. Dabei erinnert er sich — —

„Wenn Sie Fräulein Rosemarie heute herannehmen, werden Sie Ihre helle Freude erleben. Ich glaube, sie ist fabelhaft präpariert. Ich empfehle mich.“

Rosi faucht hinter ihrem Taschentuch wie eine gereizte Käze: „Dieser Giffigel!“

Aber sie kann sich trösten. Wir haben alle keine Andacht für Basiliken und römische Markthallen, da wir morgen in den Wald ziehen sollen und noch nicht wissen, wozu. Und unsere Lehrerin ist menschlich. Sie macht ihr Notizbuch heute gar nicht auf.

Nach der Stunde drängen wir uns wieder um Friedel. Also was wird nun morgen los sein? — Inge, voller Lustigkeit, kriegt sie von hinten zu fassen, hält sie fest.

„Nun sage, wenn du was weißt, was du weißt! — oder du

bleibst gefangen.“ Friedel fasst die Strippe, die gerade um den Baum gewunden werden soll, zieht mit Macht und reißt sie in Stücke —

„Mit Papierbindfaden, du —?“ lacht sie spöttisch. Da kommt Doktor Hensberg über den Hof.

„Herr Doktor! Herr Doktor! Was ist nun morgen los? Herr Professor sagte, Sie würden uns mit allem —“

Wir sind wohl zwanzig, die um ihn sind, die fragen und wissen wollen. — Und er lacht und spricht mit uns wie ein guter Kamerad. Er kann keinen Schritt vorwärts machen. Er steht und hebt schon die Hände, die einen Stoß blauer Hefte halten, flehend in die Höhe — —

„Herrschäften, ich habe Stunde. Haben Sie die Güte, mir den Weg frei zu geben! . . .“

Aber keine weicht. Wir sind so voll Lachen und Fragen.

„Nun Klingelt's schon! Ach, du lieber Himmel! Nun Klingelt's schon! Und ich muß doch — ich muß doch — — Platz dem Landvogt!“

Mit keilartig vorgeschnittenen Armen, die Hefte an der Spitze, ist er hindurch. Dreht sich um, lacht über unsere verdutzten Ge- fichter.

„Ich komme' nachher noch zu Ihnen.“

Wir müssen eilends in den Turnsaal. Wer noch in dem glück- lichen Besitz von Turnanzügen ist, zieht sich schleunigst um.

Dazwischen tönt laut und in allen Variationen das Lied vom entzückenden Hensberg —

„Ein patenter Kerl! Zum Verlieben einfach!“

*

Es wird genau so, wie Friedel prophezeit hat. . . Wir ziehen in den Wald, Bäume zu rupfen, Kriegsnahrung für hungrige Kriegspferde zu beschaffen. Wir stopfen das Laub in Säcke, so fest, daß sie schwer und prall sind. Einen Heidenpaß macht uns die Geschichte bald. Mit uralten, derben Handschuhen und großen, zu Beuteln aufgesteckten Wirtschaftsschürzen von Muttern geht es an die Arbeit. Dr. Hensberg hat die Leitung. Er ordnet an, verteilt, kommandiert wie ein Feldwebel und hat die unangenehme Gewohnheit, immer gerade dort zu erscheinen, wo wir ihn nicht wünschen.

„Arbeiten! Arbeiten! Arbeiten!“ wettert seine Stimme die Müßigen an, dröhnt einen halben Kilometer weit.

Es läßt sich so herrlich bei dieser neuen Beschäftigung er- zählen. Man braucht absolut keine Angst vor einem Heran- kommen oder einer unerwarteten Klassenarbeit zu haben. Bücher und Federhalter sind weit, oh, so wonnig weit! — —

Die Frühstückspause ist einzige. Man liegt nebeneinander auf dem Moosboden und futtert. Die grauen Kriegsstullen mit dem Kriegsaufstrich schmecken wunderbar, ebenso der lau- warme Gerstenkaffee aus der Selterflasche. Man liegt und guckt in den blauen Sommerhimmel, der nach unserer Rupferei wieder deutlicher durch das Blättergrün schimmert. Die Sonne scheint. Ach, die Sonne scheint hier so voller Frieden!

Dr. Hensbergs schriller Pfeifenpfeif fordert energisch zur Weiterarbeit auf. Es lag sich so schön — so wunschlos glücklich!

Es sind an hundertfünzig Mädel, die er zu beaufsichtigen hat. Hundertfünzig Mädel einer Schule sind hier, eine Stelle deutschen Waldes seines Blätterschmuckes zu berauben. Und sie tun es gründlich, wenn sie auch ab und an faulenzen, sich an den Baum lehnen und schlaftrig blinzeln, oder Quatsch er- zählen, der die fleißigen anderen aufhält, weil sie doch zuhören und lachen müssen. Weiß der liebe Kuckuck, aus welcher Ver- senkung gerade dann Dr. Hensberg vor den Sünderinnen auf- taucht! Man fliegt direkt in die Höhe, hinein in die vom zerquetschten Blattgrün schmierigen Handschuhe und hopst erschrocken nach einem noch nicht beräuberten Zweig.

„Herrschäften, ich werde euch, wenn ihr nicht arbeitet! —“ grollt seine Stimme. Aber wir gucken ja vor lauter Arbeits- eifer gar nicht zu ihm hin. Wir rupfen und häufen und stopfen, daß wir schwitzen — — bis er außer Seh- und Hörr- weite ist. Da machen wir eine vorsichtige Attempause, lassen die Arme sinken und stellen mit Erleichterung fest, daß uns allen der Kopf noch oben sitzt.

„Der Mann ist noch mein Tod!“ seufzt Grete und läßt sich gottergeben wieder an dem Baum nieder, von wo sie eben in wildem Schreck aufgefahrene ist.

„Wieviel Säcke haben wir eigentlich schon? Es müßte doch eine ganze Menge sein —“

Inge zählt. Sie geht herum und tippt auf jeden Sack dabei.

“ — sieben, acht, neun — — Ja, neun sind proppenvoll. Am zehnten wird gestopft.“

Jede Klasse arbeitet für sich. Es wird alles notiert. Wehe der Klasse, die nicht ordentlich geschafft hat! Aber neun sind doch schon eine ganze Menge.

„Preßt in den anderen nicht so furchtbar viel hinein! Je eher wird er doch fertig“, mahnt Friedel. Ich lockere gleich an der Masse. Natürlich, der Sack ist reichlich voll. Dann lasse ich mich neben Grete und Rosi nieder, und Friedel fängt gerade an —

„Also, Kinder, ich muß euch doch noch erzählen — —“

Da flötet es plötzlich neben uns: „Nun, lieben Leute, seid ihr alle recht fleißig —?“

Die Hopperberg, wahrhaftig die Hopperberg! Ja, wir fangen sofort wieder an, sehr fleißig zu sein.

„Dies ist doch mal etwas ganz anderes, nicht wahr?“ sagt sie hell und breit und butterweich und pfückt vier Pappelblätter mit behandschuhter Rechten und tut sie gleich in den Sack. Aber Pappelblätter sollen nicht gerupft werden, das ist verboten, die mögen die Pferde nicht. Und die Hopperberg pfückt sie, hübsch einzeln — mit Stielchen sogar — Es sieht zum Schießen aus, man möchte direkt auf den Pappelbaum klettern!

Wir gucken in die entgegengesetzte Himmelsrichtung und halten krampfhaft die Luft an. Friedel bogt mich in die Seite vor unterdrücktem Lachen — und da quietsche ich ein helles „Aua!“ heraus — —

„Oh, was ist? Haben Sie sich was getan? Oh, oh!“

Wenn bloß Friedels Hinterkopf nicht so aussähe, als wollte er vor Lachen zerplatzen, dann fiele mir das Ernstbleiben nicht so schwer.

„Nein, nein — — Nichts — Das heißt — ich glaube, ich habe — — ich weiß nicht — doch, ich habe mir — vielleicht etwas in den Finger gerissen.“ Ich bin heilsam, daß ich den Sack so glaubwürdig zu Ende gebracht habe. Aber da falle ich schon in einen neuen Schreck, denn sie will — — den Finger — — Ach, du liebes Bißchen! Bloß nicht!

„Nein, nein — — So schlimm ist es nicht! Ach wo! — Vielen Dank, Fräulein Hopperberg, wirklich, es ist gar nichts.“

„Oh, Kind, mit so etwas ist nicht zu spaßen. Aus solchen Kleinigkeiten können die ernsthaftesten Komplikationen entstehen. Zu sehen ist allerdings nichts. Vielleicht hier ein bißchen — — Ah! da tut es auch weh! Sehen Sie, liebes Kind, ein richtiger kleiner Riß in der Haut. Oh, vielleicht hat Herr Doktor Hensberg etwas Jodtinktur unter seinem Wanderverbandzeug — —“

Ach, du mein Schreck, und nun zieht sie mit mir zu Hensberg hin! Krämpfe kriegen die hinter mir vor unterdrücktem Lachen — und ich habe schon solche Bauchschmerzen, ich kann kaum noch geradegehen . . .

Als wir bei Dr. Hensberg sind und Fräulein Hopperberg auf meiner reichlich dunklen Hand — alles beschützen die Handschuhe nicht — nach einer Stelle sucht, die er joden soll, und dabei meine mit Lachgespinststoff geladene Haut kitzelt, plazt ich los. Ich kann einfach nicht anders.

Ich rutsche auf den weichen Waldboden und lache, lache — soviel ich bloß Luft bekommen kann.

Ob so was schon mal dagewesen ist? — Daz sich eine Schülerin vor ihre Lehrer glatt auf die Erde gesetzt und hältlos angefangen hat zu lachen?

In unserer Schule füher noch nicht, und Fräulein Hopperberg hat bestimmt in ihrem ganzen Leben nie von solchem Falle gehört. Sie ist außer sich vor Schreck. Sie wird kreide- weiß und ganz rot.

Seit diesem Geschehnis drücke ich mich nach Möglichkeit aus ihrer Nähe. In ihren Stunden sitze ich als ein winziges, unscheinbares Nichts auf meiner Bank. Und sie straft mich mit einer unmachahmlichen Verachtung. Ihre eben noch segnend lächelnden Augen werden todernst, wenn sie mich treffen, wenn sie gar ein paar Worte an mich richten muß. Ich unschuldiges Wurm bin plötzlich zu einem räudigen Schaf geworden, das leider unter der Herde geduldet werden muß. Hensberg hatte neulich auch solch ein Lächeln um die Lippen, als er mich mit Fräulein Hopperberg mal zusammen sah, daß ich am liebsten in eine Mauerzunge gekrochen wäre. Friedel will sich totlachen. Natürlich. Und hat sie nicht schuld? —? (Fortsetzung folgt)

Der Bräutigam im Koffer

Bilder von Erwin Redenberg * Verse von Johannes Schürmann

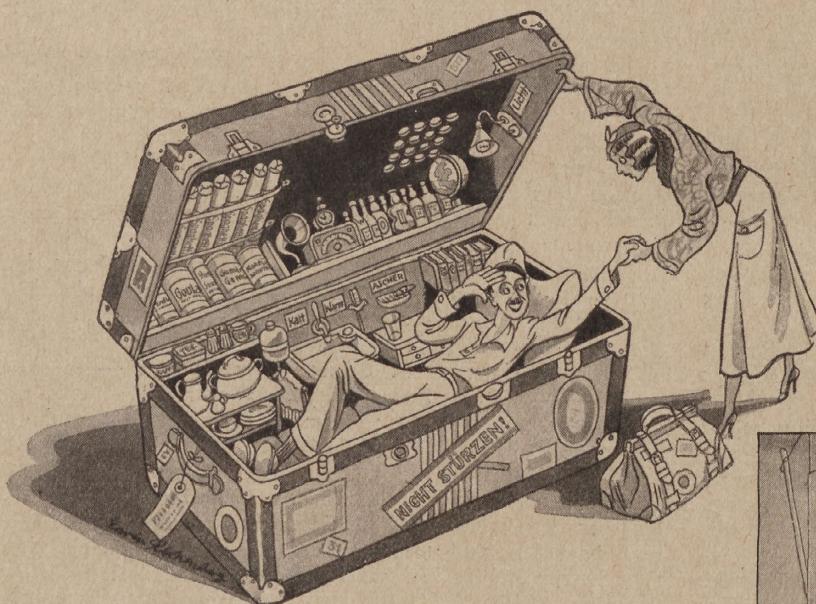
Wer kennt Auguste Schlaukopp nicht?
Preisrätsel sind ihr Leibgericht:
Noch immer ist ihr das bekommen,
Nie hat sie sich dran übernommen,
Und nie wird solche Kost ihr über:
„Je schwerer“ — sagt sie — „desto lieber!“
Kaum, daß sie solch ein Rätsel sah,
Schwupp! stand auch schon die Lösung da.

Und bei der jüngsten Raterei
War sie natürlich auch dabei.

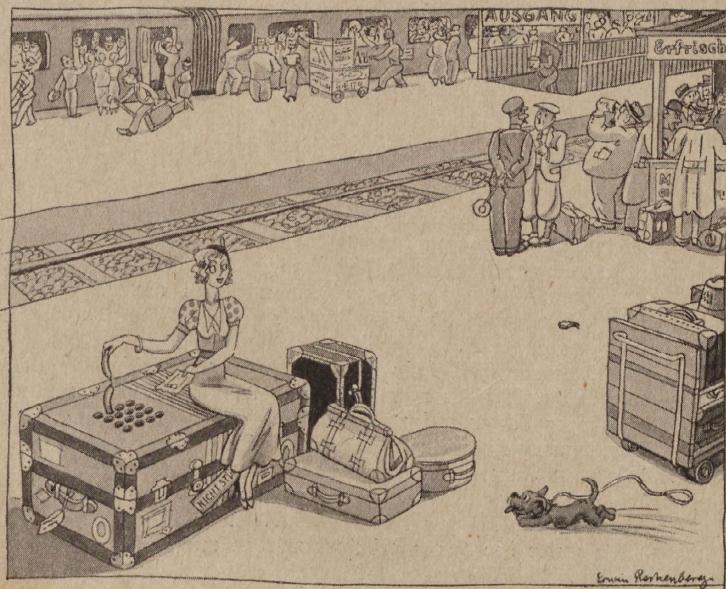
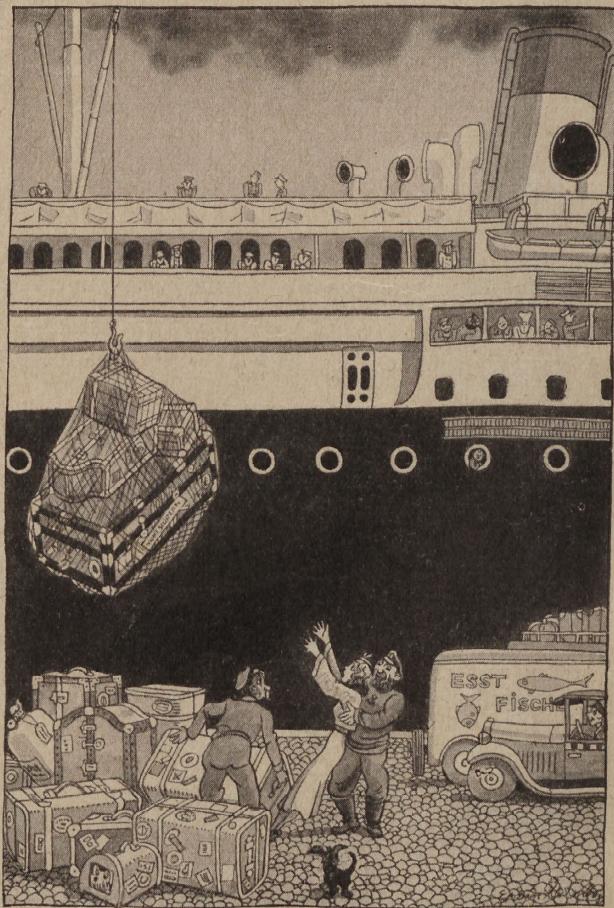
Da fiel ein Preis von seltner Art
Ihr zu: 'ne schöne Urlaubsfahrt,
Zu Wasser teils und teils zu Land,
Bis zu des Goldnen Hornes Strand.

Das war der Wünsche höchstes Ziel,
Bis jäh ihr Blick auf Otto fiel,
Der just, wie meistens, bei ihr weilte
Und neidlos ihren Jubel teilte,
Denn Otto war ihr Bräutigam.

Da ward ihr Blick umflort von Gram,
Und schluchzend rief sie: „Nein, ach nein!
Es kann nicht sein, es darf nicht sein!
Sollt' ich in fernen Welten treiben,
Und du sollst hier zu Hause bleiben?
Dann hat das Ganze keinen Zweck!
Doch halt: . . . Ich hab' ja Freigepäck!
Ich nehme ganz verstohler Weise
Dich mit mir auf die — Hochzeitsreise!“
Was Frauenlist beschließt, das gilt:
Ihr seht es hier in Wort und Bild.



Im Kofferschrank versteckt sie ihn —
Wenn sie allein sind, wedkt sie ihn —



Wenn's niemand sieht, wird unbemerkt
Mit warmen Würstchen er gestärkt.

Erwin Redenberg

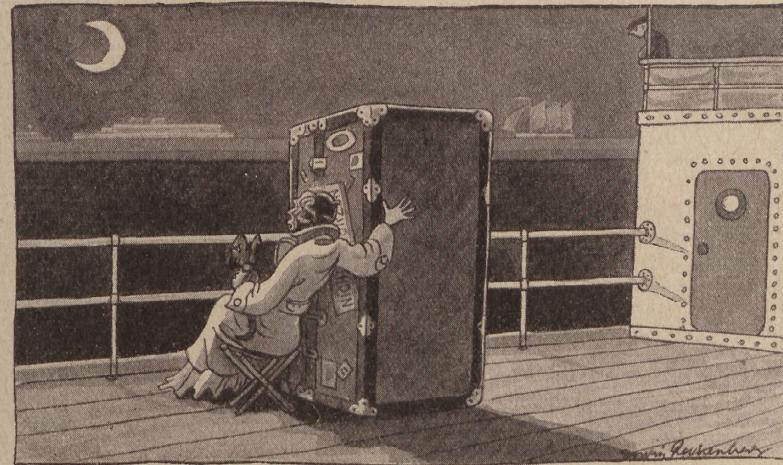
Und wenn er ihr am Kran entschwebt,
Sie bangt — doch Gott sei Dank: Er lebt!



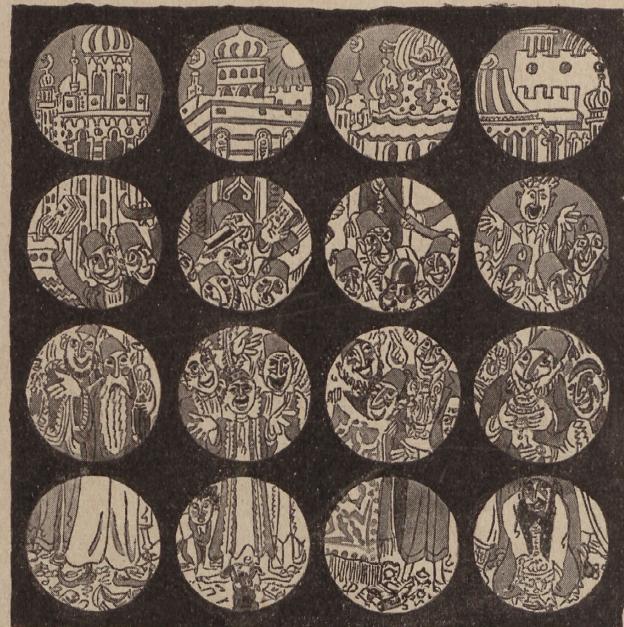
Da ist er! — Doch der arme Tropf
Steht schon drei Stunden auf dem Kopf!



Durchs Land der Schwarzen Berge schnitt
Die Fahrt: Doch stets nahm sie ihn mit.



Getreulich in der Mondesnacht
Hält sie an seiner Seite Wacht



Auch in des Islams Welt und Leben
Ward ihm manch tiefer Blick gegeben.



Kurz, er besah ein schön Stück Welt . . .
Bald ist er wieder hergestellt!

Schweigen

Erzählung von Heinrich Eckmann

Sieh, da kommt Fide Krumm einmal wieder ins Dorf! Einmal in jedem Jahre besucht er bestimmt seine Kundschaft, er ist noch nie ausgeblieben. Und nun ist er wieder da. Die Kinder auf der Straße rufen seinen Namen und begleiten ihn von Haus zu Haus. Und überall, wo er anklopft, wird ihm die Tür geöffnet, und immer der gleiche Gruß empfängt ihn freundlich und wohlmeinend: „Komm man rein, Fide, und nimm Platz!“ Fide Krumm steht bei allen Leuten straßauf, straßab in gutem Ansehen. Ganz besonders lieben ihn die Kinder, und umgekehrt ist es wohl dasselbe, Fide Krumm ist ein Kindernarr.

„Ja“, sagt er, „vielleicht komme ich nun nicht wieder, Jungs.“

„Was willst du denn nachher, Fide?“ fragen die Kinder.

„Nachher?“ fragt er und blickt sich dabei nachdenklich um. „Nachher? Nachher will ich wohl etwas anderes.“

„Willst du nach Amerika und deinen reichen Bruder besuchen?“ fragt einer.

„Nein, Fide will sich verheiraten mit der reichen Frau in Hamburg“, sagt ein anderer.

„Nein, Fide will das große Buch schreiben über seine Reise nach Afrika“, meint ein dritter.

Nun muss Fide Krumm lächeln. „Jungs“, sagt er, „was habe ich euch bloß alles vorgelogen!“

Aber das wollen die Jungs nicht glauben. „Nein“, sagen sie, „du hast uns doch alles genau erzählt, wie es war.“

„Das habe ich mir alles nur so zurechtgedacht“, sagt Fide. „Ihr müsst nicht alles glauben, was euch erzählt wird. Der Mensch lügt, das ist nun einmal so. Das heißt, er braucht es nicht, aber er tut es, das liegt so in seiner Art. Er will immer mehr erlebt haben, als er in Wirklichkeit durchmachte. Die Leute hören es ja auch gern. Aber in Wirklichkeit habe ich euch immer tüchtig die Haut vollgelogen, ich war ein fürchterlicher Lügenpeter. Seht, wenn man lügen kann, dann braucht man keine wahren Geschichten zu erzählen. Denn die wahren Geschichten, Kinder, sind manchmal traurig und haben kein gutes Ende. Aber es war ja immer ganz lustig, und die Leute haben große Augen gemacht, wenn ich erzählte. Ja, Jungs, aber einmal geht alles zu Ende.“

Fide Krumm ist ja nur ein alter Landstreicher, aber er ist ein gutmütiger Mensch, dessen Besuch im Dorfe immer wieder eine große Begebenheit ist, doch er ist alt geworden im letzten Jahr, er ist sehr krumm und langsam geworden seit seinem letzten Besuch; es ist nicht mehr viel los mit ihm.

„Mein Gott, Fide“, sagen die Leute verwundert, als sie ihn sehen, „bist du krank gewesen, Fide?“

Er nickt ihnen Antwort und setzt sich einen Augenblick nieder. „Ja, ja“, sagt er, „zuletzt nimmt alles ein Ende.“

Immer schweigamer wird er, in den letzten Häusern spricht er kaum noch ein Wort. Er sinkt immer mehr in sich zusammen und reicht zuletzt den Leuten nur noch die Hand hin. Überall wird er nach seinem reichen Bruder in Amerika und nach seinen andern Aussichten und Zukunftsplänen gefragt, doch er schüttelt nur den Kopf und geht langsam und kümmerlich weiter.

Am Vormittag besuchte Hein Musik das Dorf. Es ist sehr schade, daß Fide Krumm nicht schon am Vormittag kam, dann hätte er seinen alten Freund Hein Musik wieder einmal begrüßen können. „Warum seid ihr eigentlich auseinandergekommen, Fide?“ fragen die Leute. „Früher war eure Freundschaft doch sehr groß. Weißt du nicht mehr, wie vergnügt wir manchmal waren?“

„Ja, ja“, sagt Fide Krumm und spricht sich nicht weiter darüber aus.

Es ist Abend geworden, und das Dunkel sinkt nieder. Als Fide Krumm seinen Besuch in dem Dorfe beendet hat, pilgert er langsam und müde in die Dunkelheit hinein. Seine Füße tragen ihn kaum noch, so kümmerlich ist er. Bei jedem Schritt stöhnt er leise auf. So geht das Leben seinem Ende zu.

Ahseits des Dorfes am Moor steht Hans Wiebels alter Torfschuppen, der von den Handwerksburschen gern als Unterkommen für die Nacht benutzt wird. Dorthin wendet auch Fide Krumm seine Schritte. Seine Füße und sein Rücken tun ihm weh. Ein paarmal hemmt er unterwegs seine Schritte, lehnt sich an einen

Baum oder setzt sich auf einen Stein, um ein wenig auszuruhen. Ja, es ist nichts mehr los mit ihm. Er ist zitterig, und seine Augen tränken.

Als er nun die Tür des Schuppens aufstößt und horchend in das Dürstere hineinblickt, kommt eine Stimme zu ihm und sagt: „Mach die Tür zu, Mensch, es ist kalt!“

Im ersten Augenblick erschrickt Fide Krumm, er will wieder umkehren und tut es schließlich auch, ohne eine Antwort zu geben. Dem da drinnen ist es einerlei. Er lacht und ruft dem unbekannten Eindringling und Störenfried etwas nach, was dieser jedoch nicht versteht. Er ist schon wieder unterwegs.

Der dort drinnen ist kein anderer als Hein Musik. Er ist um zehn Jahre jünger und um zwanzig Jahre lebendiger als Fide Krumm. Er ist Musiker, das macht viel aus. Er läuft den Besuch ruhig seinen Weg gehen, wählt sich wieder ins Stroh und will schlafen. Aber nach einiger Zeit hört er, daß die Tür wieder geöffnet wird und diesmal ein Mensch den Raum betritt. Hein Musik denkt: Läßt ihn zuschauen, wie er unterkommt! Er liegt dort und röhrt sich nicht. Doch dann hört er, daß sein Name gerufen wird.

„Hein Musik“, ruft es, „bist du hier?“ Da springt Hein Musik auf und brennt ein Streichholz an.

„Mein Gott“, ruft er, „bist du es wirklich, Fide Krumm?“

Wahrhaftig, es ist Fide Krumm. Und sie geben sich nach langer Zeit wieder die Hände.

„Jung, Fide“, sagt Hein Musik, „ich freue mich wirklich, daß ich dich einmal wiedersehe.“ Dann bereitet er dem Alten ein Lager an seiner Seite und deckt ihn warm zu. „Fide“, sagt er, „du bist sehr alt und kümmerlich geworden.“

Fide Krumm ist schweigam. Aber er nimmt Hein Musiks Sorge um ihn als Wohltat und Liebe an und ist ihm dankbar dafür.

„Wie lange haben wir uns eigentlich nicht gesehen, Fide?“ fragt Hein Musik. „Und warum sind wir damals eigentlich auseinandergekommen?“

Als Fide Krumm noch immer keine Antwort gibt, fängt Hein Musik an, die Jahre zurückzurechnen, und stellt fest, daß sie vor fünf Jahren auseinandergingen. Er sagt: „Fünf Jahre sind eine lange Zeit, Fide, in fünf Jahren läuft viel Wasser bergab. Man merkt es auch an uns.“

Auch Hein Musik hat schlechte Zeiten durchgemacht. Er war krank und kam dabei ganz auf den Hund. Früher ging er einmal als Geiger von Dorf zu Dorf, das war noch eine herrliche Zeit, damals spielte er noch viel auf der Tanzmusik. Dann mußte er ein halbes Jahr hinter den Schwedischen Gardinen sitzen, weil er einmal mein und dein verwechselte. Er war sonst kein schlechter Kerl, aber es kam nun einmal so. Eines Tages erstand er sich einen alten Orgelkasten und zog damit von Dorf zu Dorf. Er lieferte während dieser Zeit gewiß keine gute Musik, aber sein echtes Musikantenherz tat damals einen heiligen Schwur, daß es arbeiten und streben wollte, um das nächste Mal mit einer besseren Musik aufzutreten zu können. Das hat Hein Musik gehalten, denn bald konnte Hein Musik seiner Kundschaft schon einen Orgelkasten vorstellen, der ihn weit und breit zu einer Berühmtheit machte. Aber ein Tag ist nicht so glücklich wie der andere. Das Schicksal spielt den Menschen oft die seltsamsten Streiche. Auch Hein Musik kann ein Lied davon singen. Nun besitzt er nur noch eine Okarina, mit der er sein Geld verdient.

„Es sind schlechte Zeiten, Fide“, sagt er, „man merkt es an dir wie an mir. Aber wie kamen wir vor fünf Jahren eigentlich auseinander? Wie war es doch? Sagte ich nicht ‚Lump‘ und ‚Spitzbube‘ zu dir? Und behauptete ich nicht, du habest mir Geld gestohlen? Es war alles nicht so schlimm, Fide. Man muß das nicht so genau nehmen, wenn man auf der Straße zu Hause ist. Du haft es mit deinen Geschichten auch nicht so genau genommen. Aber als ich damals Lump und Spitzbube zu dir sagte, da spieltest du dich auf, als wenn du besser und ehrlicher wärest als alle Menschen zusammen. Das passte mir nicht, Fide Krumm, darüber habe ich mich geärgert, das kann ich nicht anders sagen. Denn ich habe auch meinen Stolz, das kannst du glauben. Und dann, Fide, wer weiß, warum du auf die Straße gekommen bist? Sieh, solche Fragen darf ich auch an dich richten, wenn du dich so aufspielen willst.“

Fide Krumm liegt dort still und unbeweglich. Aber Hein Musik spricht weiter, als habe er Mitleid mit dem alten Freunde. „Einmal, als wir vor fünf Jahren zusammen waren, Fide“, sagte er,

NEUE WIENER Strickmoden



Aparte helldunkle Mischung der Wiener Wollbluse; Ärmelflügel und Plastron stehen im Kontrast zu den Ärmeln



Rechts:

Breite Revers in lebhaftem Streifenmuster an der Sportjacke aus Zick-Zack-Jersey



Rechts:
Das kleine capeartige Jäckchen vervollständigt das schlichte Kleid, das mit Streifenjersey verziert ist

Links:
Weiche Dohtwolle, nach Korbblechterart gestrickt, gibt der sportlichen Weste eine jugendliche Note



Barett und Schal aus grober Wolle in Blau, Rot und Weiß



Neue Blusen und Röcke

B 38307. Bluse aus Waschseide mit kurzen Ärmeln und seitlichen Quereinschnitten, die ihr Passencharakter geben. Die Kragenblende wird mit einem schwarzen Seidenband zusammengehalten, das mit dem Ledergürtel übereinstimmt. Erforderlich etwa 1,30 m Stoff, 80 cm breit. Schnitt für 88 cm Oberweite

B 28920. Der Forta-toile, der für die Bluse glatt verarbeitet wurde, ist für den aufgesetzten Latz in schräge Säume gelegt. Durch untergesetzte Teile aus farbigem Stoff wird ein zweiter Kragen vorgetäuscht. Erforderl. sind 1,80 m Stoff, 80 cm breit



V 27643. Jede Bluse oder auch ein älteres Kleid erhält einen reizvollen Schmuck durch die asymmetrische Anordnung der Ausschnittsgarnitur und die angesetzten Ärmelpuffen mit Schleifenschmuck. Erforderlich sind 1,55 m Stoff, 100 cm breit

R 28921. Miederrock mit vorderem Knopfschluß und Trägern, die sich auf der Achsel teilen. Er wird unten durch zwei eingesetzte Faltenstücke erweitert. Erforderlich etwa 1,85 m Stoff, 100 cm breit. Schnitt für 110 cm Hüftweite

B 28922. Bluse aus gesticktem Mull mit Valenciennesverzierung und Puffärmeln. Auch für Miederstoff, Voile und Georgette geeignet. Erforderlich 1,50 m Stoff, 80 cm breit, 4,10 m Spitze, $\frac{1}{2}$ cm breit. Schnitt für 96 cm Oberweite

B 3299. Die jetzt so beliebte Wickelbluse aus gestreiftem Seidenstoff ist linksseitlich zur Schleife gebunden. Hierfür ist an der rechten Seite ein Einstich zum Hindurchleiten des linken Vorderteiles ausgeführt. Erforderlich 1,60 m Stoff, 100 cm breit

B 28925. Jugendliche Bluse aus hellem Voile mit Handhalsaum, auch mit Miederrock zu tragen, die vorn unter einer Schleife geschlossene Ausschnittblende deckt den Ansatz von zwei Glockenvolants, die die Schulterlinie verbreitern. Erforderlich 1,60 m Stoff, 100 cm breit

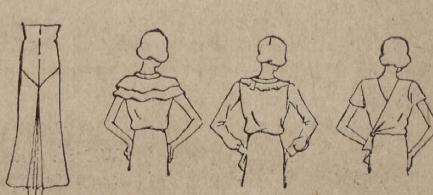
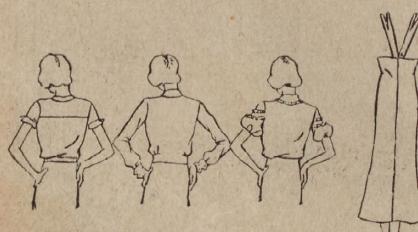
R 28923

B 28924

R 28923 u. B 28924. Miederrock mit seitlich geknöpfter Passe und Fächerfalten. Für die Bluse kann jeder getupfte Stoff, wie Voile, Bobby, Musselin, verwendet werden. Die Ausschnittblende aus weißem Stoff deckt den Ansatz eines Glockenvolants, der jabotartig zum Rock führt. Erforderlich 1,50 m Rockstoff, 130 cm breit, 2 m Blusenstoff, 80 cm breit

Beyer - Schnittmuster

sind von der Abonnements-Abteilung des Verlages Scherl, Berlin SW 68, Zimmerstr. 25-41, gegen Voreinsendung von 90 Rpf nebst 15 Rpf Porto zu beziehen



Das königliche Spiel

Geleitet von F. Sämtisch

Ein überlegener Sieg des Weltmeisters.

Nr. 438. Partie Nr. 141. Faro-Kann.

Weiß: Dr. Alechin. Schwarz: Sultan Khan.

Gespielt im Meistersturnier zu Bern.

1. e2—e4 c7—c6 2. d2—d4 d7—d5 3. e4×d5 e6×d5 4. e2—c4¹) Sg8—f6
 5. Sb1—c3 Sb8—c6 6. Sg1—f3 Lc8—g4 7. e4×d5 Sf6×d5 8. Lf1—b5²)
 a7—a6³) 9. Lb5×c6+ b7×c6 10. Dd1—a4 Sd5×c5⁴) 11. Da4×c6+ Lg4—d7
 12. Dc6×c3 Ta8—e8 13. Dc3—e3 Ld7—b5 14. a2—a4 Lb5—c4 15. b2—b3
 Lc4—d5 16. 0—0 Dd8—b6 17. Lc1—d2! e7—e6⁵) 18. Tf1—e1 Tc8—b8
 19. Sf3—e5 f7—f6 20. Se5—e6! Tb8—a8 21. Sc6—a5 Kes—f7 22. Sa5—c4
 Db6—b7 23. De3—g3 Lf8—e7 24. a4—a5 Ta8—d8 25. Sc4—b6 Ld5—c6⁶)
 26. Te1—c4 Th8—e8 27. Ta1—e1 Lc6—b5 28. Te4—c7 Db7—e4 29.
 d4—d5! Kf7—g8⁷) 30. Te1—e1 De4—f5 31. Ld2—b4! Td8—d7⁸) 32.
 Te7×d7⁹) Lb5×d7 33. Lb4×e7 e6×d5¹⁰) 34. Dg3—d6, und Schwarz
 gab auf.

Anmerkungen: ¹⁾ Dr. Alechin behandelt die Eröffnung auf die gleiche Weise wie in seinen berühmten Partien gegen Nimzowitsch (im Turnier zu Bledes) und Winter (im Turnier zu London). ²⁾ Auf Dd1—b3 könnte nach Dr. Krause Lg4×f3 9. g2×f3 e7—e6! 10. Db3×b7 Sc6×d4 11. Lf1—b5+ Sd4×b5 12. Db7—e6+ Kes—e7 13. De6×b5 Sd5×c3 14. b2×c3 Dd8—d5 folgen, und Schwarz steht gut. Der Textzug droht Dd1—a4. ³⁾ Besser geschah Ta8—e8 oder auch Dd8—a5, wie Nimzowitsch und Winter spielen. ⁴⁾ Auf Lg4—d7 würde Sf3—e5 folgen, und Weiß steht besser. Das Bauernopfer ist aber nicht korrekt, da Schwarz zu wenig entwidelt ist. ⁵⁾ Auf Db6×b3 darf sich Schwarz nicht einlassen, da er die offenen Linien fürchten muß und nicht verhindern könnte, daß ein weißer Turm auf die siebente oder achte Reihe gelangt. ⁶⁾ Es drohte Te1—c7. Das Eindringen auf e7 ist aber doch nicht zu verhindern, da Weiß die Türe verdoppeln kann. ⁷⁾ Auf e6×d5? würde Te1—e1 folgen. ⁸⁾ Nicht Le7×b4? wegen Dg3×g7+. ⁹⁾ Auf Sb8×d7 könnte noch Le7×b4 folgen. ¹⁰⁾ Auch auf Te8×e7 würde Dg3—d6 entscheiden; Figurenverlust ist unvermeidlich. Eine von dem Weltmeister mit imponierender Kraft gespielte Partie!

Versteckrätsel

(In diesem Brief sind elf Baumnamen versteckt)

Lieber Leo! Gestern erhielt ich Deinen Brief. Ich teile Dir mit, daß ich sogleich das erwähnte Buch eingepackt und an Fräulein Eva Horn in Ulm expediert habe. Heute kann ich Dir nicht mehr schreiben. Ich muß Wäsche bleichen, weil die Sonne scheint. 1000 Küsse! Vergiß Deine „Puppi“ niemals und komme bald wieder nach Berlin! Deine Braut
 Annemarie.

023247

Am Spieltisch

Skataufgabe Nr. 66

C spielt Grand aus der Hand auf folgende Karten:

Kreuz, Pik und Karo Buben, Pik: As, 10, König, Herz: As, 9, Karo: As, 7.

A spielt Kreuz As aus, B gibt Kreuz 9.

Aufgabe: Welche Karte gibt C?

Lösung der Skataufgabe Nr. 65

1. A spielt Kreuz 8 aus, da Kreuz seine längste Farbe ist. 2. A spielt Herz 9 aus. 3. A spielt ebenfalls Herz 9 aus.

Patience 36

„Der Pulverturm“ (1 Spiel zu 52)

Aufgabe: Schichten von je 12 Karten steigend mit Farbenwechsel auf 4 gleichwertige Grundkarten.

Ausführung: Man zählt vom Block 1 verdecktes Päckchen zu 4 Karten (den „Pulverturm“) ab und legt dieses nach Wenden seiner obersten Karte (der „Lunte“) rechter Hand bereit; seine Karten sind noch nicht frei. Die nächste Blockkarte legt man als erste Grundkarte aus, neben sie später die übrigen 3 gleichwertigen nach erscheinen. Weiter Karten vom Block wendend darf man sichtbare sofort schichten; nichtverwendbare legt man in beliebiger Folge in einen Rahmen ab, den man allmählich in Gestalt 4 senkrechter Reihen bildet. Frei in ihm sind nur Karten, unterhalb derselben keine andere liegt. Solche darf man an andere freie mit Farbenwechsel fallend anlegen. Hat man weniger als 4 Reihen, so darf man Rahmen-Freiplätze auch mit 1 freien Rahmen- oder Blockkarte belegen; sie aufzuparen ist erlaubt. Sobald eine der Lunte wertgleiche Karte an derer Farbe (Unterschied ist rot und schwarz) erscheint, so fängt die Lunte Feuer, und der Pulverturm fliegt auf; man darf aus seinen 4 Karten und der Lunte 1 waagerechte Reihe 5 offener Karten bilden, welche alle frei zum Schichten sind; an sie darf man alle freien Karten mit Farbenwechsel fallend anlegen. Freiplätze der Turmreihe darf man aber nur mit Karten belegen, die um 1 Wert niedriger sind als die Grundkarten. War die erste Grundkarte der Lunte wertgleich, so hat man in der Turmreihe sofort 2 Freiplätze. Liegen beide Lunte im Turm, so fliegt dieser nach beendetem Blockverbrauch auf.

In dieser Weise muß man durch geschicktes An- und Umlegen nach einmaligem Auslegen des Blocks die 4 Schichten vollenden können.

27348

25 Jahre
chlorodont

Für Reise und Wanderung

Uebermüdet und abgespannt nach langer Reise oder Wanderung bietet eine gründliche Zahnräumung mit der herrlich erfrischenden Chlorodont-Zahnpaste und einer kräftigen Mundspülung mit dem erfrischenden Chlorodont-Mundwasser wohlthuende Erholung und Belebung. Die Chlorodont-Zahnpflege gibt nach jeder Reise oder Wanderung das Gefühl der Sauberkeit und verschafft

immer schöne weiße und gesunde Zähne

Zahnpaste

Tube 50 Pf., große Tube 80 Pf.

Mundwasser

hochkonzentriert

Zahnbürsten

Bürste 90 Pf., Kinderbürste 54 Pf.

bun	he	ten	ie	geht	fer	ne	frei
rei	gen	spruch	dör	mit	im	he	les
af	te	fü	durch	bun	dei	se	rei
ein	auf	se	au	af	herz	mü	weit
fer			to	us	lauf	bens	
von	baum	li	und	und	fer	nur	scher
	pracht	ot	bier	ju	frei	dreht	ie
						tu	

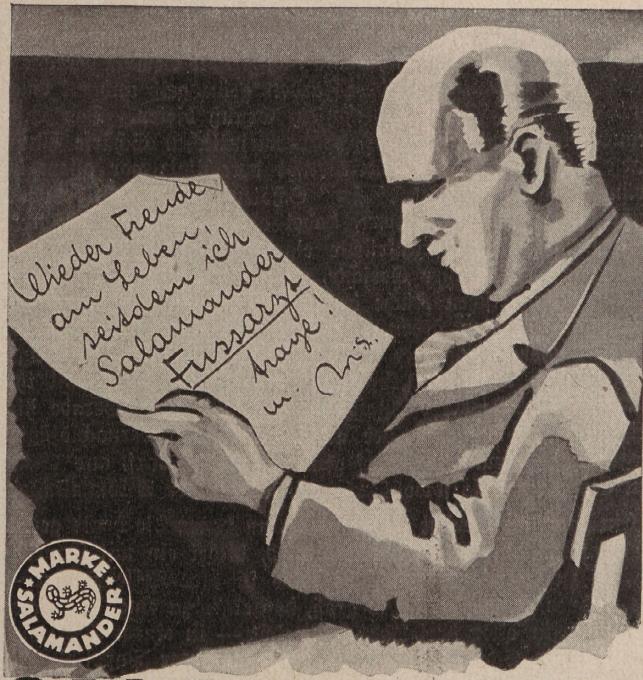
26864

Auslösungen aus Nr. 30

Silbenrätsel: Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. — 1. Dolmetsch, 2. Ginfiedeli, 3. Sternschuppe, 4. Minister, 5. Erit, 6. Novelle, 7. Schachelpalm, 8. Christentum, 9. Eselei, 10. Margilein, 11. Weddigen, 12. Dürri, 13. Woiterie, 14. Lazarus, 15. Eifersucht, 16. Ischias. **Gehirnrätsel:** Es gehört zu den Schwächen des Menschen, immer von Wünschen umringt zu sein, und es gehört zu den alltäglichen Täuschungen, die Stunden der Vergangenheit und Zukunft reizender zu finden als die Gegenwart. — Gottfried, Schutzmarke, Wilhelmshaven. **Neubildung:** Aster, Namur, Nervi, Erker, Laden, Ilse, Epos, Seide, Chering. — Annestie. **Kreuzworträtsel:**

Für Rätselfreunde jeden Mittwoch „Denken und Raten“ Einzelnummer 20 Pfg., monatlich 75 Pfg. durch alle Buchhandlungen, Postanstalten, den Verlag Scherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

a) 1 Basel, 4 Staat, 8 Tristan, 10 Graf, 12 Gips, 14 Ger, 15 Uml, 17 Sol, 18 Artur, 20 Baum, 21 Ruhm, 23 Edam, 26 Del, 28 Not, 29 Arn, 30 Drau, 32 Rüne, 33 Arsenal, 34 Müst, 35 Stade; — b) 1 Beige, 2 Star, 3 Erf, 5 Dag, 6 Anis, 7 Desta, 9 Sytt, 11 Reizker, 13 Pommern, 15 Armin, 16 Murat, 18 Aue, 19 Rum, 22 Sodom, 24 Dose, 25 Saege, 27 Laas, 29 Aula, 31 Uri, 32 Rat. **Das kommt davon!** : Karte — Kater. **Rösselsprung:** Die Freiheit lässt sich nicht gewinnen, Sie wird von außen nicht erstrebt. Wenn nicht zuerst sie selbst tieft ihnen, In eignen Bufen dich belebt. Willst du den Kampf, den großen, wagen, So sei zuerst dich selber ein: Wer fremde Beisseln will verschlagen, Darf nicht sein eigner Sklave sein. Nob. Pruz.



SALAMANDER FUSSARZT

Der ideale Gesundheitsschuh
verhindert und behebt Fußbeschwerden

Etwas Neues —
ganz schon von 15 Pfg.
... zu haben!

Hansaplast elastisch
DER IDEALE SCHNELLVERBAND

Packungen in versch. Größen in Apotheken,
Drogerien und Bandagengeschäften erhältlich.

Den Schnellverband „Hansaplast elastisch“ müssen Sie eigentlich überall haben, in der Hausapotheke, auf Wanderungen, beim Sport und Spiel und in der Werkstatt. Denn kleine Verletzungen sind leicht einmal möglich.

„Hansaplast elastisch“ ist stets gebrauchsfertig und schnell angelegt. Der Schnellverband trägt ein desinfizierendes Mullkissen auf elastischem Heftpflasterstoff. Dadurch schmiegt er sich fallenlos an und gestattet jede Bewegung, ohne zu zerren oder zu verrutschen. Er schützt die Wunde, wirkt blutstillend und verträgt auch eine gelegentliche Durchfeuchtung beim Waschen oder Baden.

HE 276

Hoch über der trostlosen Oede starrer ethischer Pflichtsetzungen und doch vollkommen erdnah und praktisch so greifbar, wie es der durch kraftlose Verkröpfung enttäuschte Mensch kaum zu fassen vermag, leuchtet die Wirklichkeit, die in den Worten des neuen Buches von Bô Yin Râ, J. Schneiderfranken, sichtbar wird, eine strahlende Welt sieghafter Freiheit. Das Buch hat den Titel „Der Weg meiner Schüler“ und ist in jeder gutgeleiteten Buchhandlung erhältlich. Der Verlag: Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegr. 1816) Basel - Leipzig.

Togal-Tabletten
haben sich hervorragend be-
währt bei
**Rheuma / Gicht
Nerven-Schmerzen**
Ischias, Hexenschuß und Er-
kältungskrankheiten. Löst die
Harnsäure und ist stark bak-
terientötend. Über 6000 Ärzte-
gutachten! Vollkommen unschädlich! Frag. Sie Ihr. Arzt.
Ein Versuch überzeugt! In all.
Apoth. Ermäßigt. Preis M. 1.25.
Togal! 12,6 L., 0,46 Chin., 74,3 Ac. ac. sal.

Junger Paprika

Von Anton Mayer

Die letzten Wochen haben die Freuden des Tisches um ein ausgezeichnetes, gut bekömmliches und nicht teures Gemüse bereichert: die Paprikaschoten, die in drei Farben, grün, gelb und rot leuchtend auch dem Auge angenehmsten Genuss bieten. Das Misstrauen, das ihnen wegen ihrer vermeintlichen Schärfe häufig dargebracht wird, scheint mir nicht berechtigt; vor allem die grünen, die sogenannten "süßen" Schoten sind von mildem und außerordentlich angenehmem, dabei aber doch leicht pikantem Geschmack. Die Paprikafrüchte eignen sich sehr gut zur Zubereitung verschiedener Gerichte, zu denen auch in der Wiener und der ungarischen Küche der rote Paprikapfeffer genommen wird; die Schoten geben indessen diesen Speisen einen viel feineren Gehalt, da der Pfeffer leicht ein ziemlich heftiges Brennen im Munde erzeugt und den Charakter der mit ihm zubereiteten Materie oft ganz und gar verdeckt. Gerade hier zeigt sich die Wahrheit der alten und so oft vernachlässigten Regel, daß niemals zu scharf gewürzt werden darf, aus Gründen des Geschmacks sowohl wie aus solchen der Bekömmlichkeit.

Ein delikates Gericht für Festtage, an denen die heute geübte Sparsamkeit ein wenig gelockert wird, bildet ein mit Paprikaschoten zubereitetes Huhn. Es wird in vier Teile zerlegt — die Hühner sind jetzt schon so groß, daß eines zu einer reichlichen Mahlzeit für etwa drei Menschen reicht — in einem Topf wird Butter oder Schmalz zerlassen. Drei bis vier Paprikaschoten und ein paar Tomaten werden in der Flüssigkeit gedämpft. Andere Gewürze hinzuzutun, bleibt dem persönlichen Geschmack überlassen, etwas Kümmel bewährt sich nach meinen Erfahrungen. Eine große Hauptsache ist, daß alle Kerne und alle Rippen der Paprikaschoten sorgfältig entfernt werden, da die Schärfe in diesen Teilen sitzt; wird dies verfälsmt, verdirbt das Gericht bis zur Ungenießbarkeit. Die Teile des Huhnes dämpfen in der Soße ein; soll eine ganz besondere Wirkung erzielt werden, so kann das Huhn noch für etwa zwanzig Minuten in den Backofen geschoben werden — nötig ist es nicht, aber wer sich die Mühe nicht sparen will, wird sich belohnt sehen. Zum Schluß

wird die Soße durchs Sieb gedrückt, ein Achtelliter saure Sahne hinzugefügt und die Mischung über das Huhn gegossen.

In derselben Weise kann ein Karpfen sehr schmackhaft zubereitet werden: In dem mit Pfefferkörnern und anderen Zutaten gewürzten Wasser werden Paprikaschoten verkocht, ehe der Fisch hineingetan wird. Es empfiehlt sich, die Brühe abzuschmecken, damit die weichgewordenen Schoten herausgenommen werden können, wenn der Geschmack zu stark wird; die Empfindlichkeit der einzelnen ist verschieden. Für meine Zunge ist eine ganz kleine Andeutung eines Geschmackes fast immer vorzuziehen.

Als Gemüsebeilage eignen sich gekochte oder gedämpfte Paprikaschoten zu Schweinebraten — bei welcher Gelegenheit ich darauf hinweisen möchte, daß ein solcher sehr gewinnt, wenn er mit Kräutern abgerieben und zum Braten in Salbei gewickelt wird. Das Grünzeug fällt allmählich während des Garwerdens herab und muß vor dem Auftragen der Schüssel wieder auf den Braten gelegt werden.

Gefüllte Paprikaschoten: Gehacktes Fleisch — am besten Schweinefleisch, höchstens mit wenig Rindfleisch gemischt, oder Kalbfleisch — wird mit Reis in die ausgehöhlten Schoten gefüllt. Aus etwa zwei Pfund Tomaten — für drei Personen berechnet — wird ohne Wasserzusatz (nach ungarischer Manier mit einer leichten Mehlschwüze, die aber auch wegzulassen ist) ein Sud von dreiviertel Liter Flüssigkeit aufgekocht, in dem die Schoten mit ihrer Füllung gar werden. Übriggebliebener Rehbraten ist, durch die Fleischmaschine gedreht, als Füllung sehr gut zu verwenden.

Aus dem Fleisch der rohen Schoten läßt sich ein farbenprächtiger Salat herstellen: die roten, grünen und gelben Töne leuchten verführerisch aus ihrem Überzug mit Essig und Öl hervor. Es wäre zu wünschen, daß die bunten Kinder des Sommers auf unseren Speisezetteln eine größere Rolle als bisher spielen.

Einige andere Anregungen für die Zubereitung der Paprikaschoten brachte die „Gartenlaube“ im Heft 46 des Jahrganges 1930.



S c h e r l d r u c k e

Die hervorragenden Wiedergaben nach
Gemälden erster Künstler in Vierfarbendruck

65 verschiedene Darstellungen / Katalog franko gegen 50 Pf. / Jedes Blatt Mk. 7.50

Kunstverlag Scherl / Berlin SW 68